3. HEFT. 18. JANUAR. 190

Gartenstädte.

Ein Beitrag zu ästhetischer und sozialer Kultur.

Von

Hofrat Doenges-Dresden.

Noch immer bekanntlich ist die Kleinwohnungsfrage, die Wohnungsfrage des Arbeiters, eines jener zugleich ästhetisch und sozial wichtigen Probleme, deren Lösung in befriedigender Form bisher nicht erfolgte. Man darf anerkennen, daß, namentlich in den letzten Jahren, mancherlei geschehen ist, um den arbeitenden Klassen die Segnungen vor allem gesunden, aber auch mutatis mutandis schönen, glücklichen Wohnens zuteil werden zu lassen, aber das Erreichte genügt bei weitem noch nicht, ja, wenn man die Kleinwohnungsfrage innerhalb der Peripherie der Großstädte lösen will, so verspricht das Erstrebte niemals den Erfolg, den man erwartet. Solange mit der noch immer anhaltenden Steigerung der Grundstückspreise das Erbauen von Mietskasernen nicht aufhört, wird die sogenannte Übervölkerung*) bestehen bleiben.

Aus dem Bedürfnis, dem Wohnungselend in den Großstädten und seinen Begleiterscheinungen nach Möglichkeit wirksam engegenzutreten durch Verlegung der Industrie aufs Land, entstand die Gartenstadtbewegung. Schon im Jahre 1899, also schon vor zehn Jahren, ließ der Engländer Ebenezer Howard ein Buch „Garden cities of to-morrow"

*) Übervölkert nennt die Statistik eine Wohnung, wenn sechs und mehr Personen in zwei Stuben ihren Aufenthalt haben müssen.

erscheinen, in dem der Plan einer idealen Industrie- und Wohnstadt sich bereits ganz rationell entwickelt findet. Und schließlich wollte auch die im Jahre 1895 erschienene Schrift des Leipziger Ingenieurs Theodor Fritsch „Die Stadt der Zukunft" nichts anderes als die Schaffung günstigerer Arbeiterwohnungen, wenn sie diese Idee auch nicht mit so großem Geschick vortrug wie das Howardsche Buch.

Praktisch gewann die Bewegung zuerst in England Bedeutung, und zwar in dem im Jahre 1888 gegründeten Musterfabrikstädtchen Portsunlight des bekannten Seifenfabrikanten Lever. Auch in Deutschland haben eine Anzahl von Großindustriellen Ortschaften für ihre Arbeiter gegründet, die technisch, ästhetisch und hygienisch Mustergültiges in bezug auf die Kleinwohnungsfrage leisten. Nur in sozialer Hinsicht bleiben in ihnen noch Wünsche bestehen, Mißstände zu beseitigen; der badische Fabrikinspektor Woerishoffer faßt diese in einem seiner Berichte in folgende Sätze zusammen:

> „Der Mißstand besteht in den sehr kurzen, zudem vielfach an die Dauer des Arbeitsverhältnisses geknüpften Kündigungsfristen, so daß in der Regel die Wohnung mit Ablauf des Arbeitsverhältnisses geräumt werden muß. Hierdurch sind die Arbeiter gehindert, sich in diesem Falle anderwärts eine passende Existenz zu gründen, da sie ihre Familien nicht leicht in dem seitherigen Wohnorte zurücklassen können. An diesem Punkte setzt auch die Kritik der Arbeiterparteien gegenüber den Arbeiterwohnungen der Fabriken ein."

Gartenstädte, die nicht als das Werk eines einzelnen, sondern als das einer Gemeinschaft gegründet werden, die also neben hygienischen und ästhetischen auch soziale Ziele haben, existieren in Deutschland bis heute noch nicht. In England gibt es bis jetzt eine einzige, das Gemeinwesen Lethworth zwischen Cambridge und Hitchin. Diese Gartenstadtbildung, nach den Ideen Howards ausgestaltet, ist Besitz einer Aktiengesellschaft mit einem Kapital von 300 000 Pfund Sterling (6 000 000 M.). Sie hat zur Bebauung ein Terrain von 1600 Hektaren erworben. Zweck der Gesellschaft ist: eine dauernde Lösung des immer schwieriger werdenden Wohnungsproblems dadurch zu erreichen, daß sie 1. der Überbevölkerung der Städte, 2. der Entvölkerung des flachen Landes vorzubeugen und abzuhelfen sucht. Ähnliche Bestrebungen bilden das Programm der Deutschen Gartenstadtgesellschaft, die im Jahre 1902 gegründet wurde und jetzt hoffentlich zuerst in die Lage kommt, ihre gemeinnützigen Ideen in die Tat umzusetzen. Sie hat in Karlsruhe eine Gartenstadtgründung vorbereitet, die 5000 bis 6000 Menschen gesunde und schöne Wohnstätten geben würde, und sie hat in Dresden die deutschen Werkstätten für Handwerkskunst G. m. b. H. so für ihre Pläne gewonnen, daß diese Unternehmung die Gründung einer Gartenstadt in der Nähe von dem Luftkurort Klotzsche — auf dem sogenannten Heller — ins Auge gefaßt hat.

Nach dem Plane, auf dem dieses Gemeinwesen erbaut werden soll, soll es den Namen „Gartenstadt Hellerau" erhalten. Es bildet eine Dreieinheit, nämlich

1. die Werkstättenanlage,
2. die Wohnhäuser der Arbeiter,
3. die Wohnhäuser der Gartenstadtfreunde.

Nach dem Plane der Gründerin würde sich zunächst eine G. m. b. H. als bodenerwerbende Gesellschaft zu bilden haben. Diese Gesellschaft erwirbt Grund und Boden zu einem bereits angebotenen Preise von 1,50 M. für das Quadratmeter gegen vier vom Hundert Verzinsung des Anlagekapitals. Die zu erbauenden Häuser sind Eigentum einer zu bildenden Baugenossenschaft, die zur Hauptsache aus den Arbeitern der deutschen Werkstätten für Handwerkskunst besteht, und die den Grund und Boden von der Bodengesellschaft erwirbt. Etwaige aus der Mehrwertbildung des Bodens erzielte Gewinne der Bodengesellschaft sollen der Gartenstadtgemeinde „Hellerau" zufallen für ihre gemeinnützigen sozialen und kulturellen Aufgaben und Einrichtungen, so daß von vornherein einer ungesunden Privatspekulation vorgebeugt wird. Es ist aber Vorsorge getroffen worden, daß der Bodenpreis für die Häuser der Kunsthandwerker überhaupt keine nennenswerten Steigerungen erfährt. Die Baugenossenschaft als Eigentümerin der zu erbauenden Wohnhäuser und des dazu gehörigen Grund und Bodens vermietet nun die Häuser an die Handwerkerfamilien zu einem Preise, der fünf vom Hundert der Baukosten nicht übersteigt und im Durchschnitt etwa ein Sechstel des Lohneinkommens beträgt.*) Auch eine etwaige Eigentumserwerbung von seiten des Arbeitermieters ist in dem Projekt der Dresdner Gartenstadt vorgesehen worden und an gemeinsam geschlossene Bedingungen gebunden. Die Baugenossenschaft als Eigentümerin der erbauten und vermieteten Häuser bildet nämlich eine Sparkasse für die Arbeitersehaft, durch die sich jeder Arbeiter in die Baugenossenschaft einkaufen kann mit einem in Raten zu bezahlenden Betrage, der verzinst wird.

Für den baukünstlerischen Charakter der Gartenstadt „Hellerau" ist, wie bei der englischen Gartenstadt Lethworth, der Umstand bestimmend, daß Werkstättenanlagen und die Familienhäuser sowie die zu berücksichtigenden Zweckmäßigkeitsbauten als Gartenstadtanlage ein Gemeinwesen bilden und deshalb als Bauganzes von vornherein ein künstlerisch-soziales Gepräge zur Schau tragen sollen. Aus dem Bebauungsplan ist zu erkennen, daß die Dresdner Gartenstadt von vornherein als ein Organismus gedacht ist, dessen öffentlicher, gesellschaftlicher und geschäftlicher Mittelpunkt der Marktplatz mit einem Reformgasthaus, einer Post, Verkaufsläden und als Hauptzufuhrader der Hauptstraße bildet. Die Werkstättenanlage, wenn auch räumlich entfernt, bildet mit der Wohnstadt ein zusammenhängendes Ganzes. Hinsichtlich der Straßenführung sind die Natur des Geländes und die von alters her gegebenen Straßen und Wege maßgebend; um die lokalgeschichtliche Vergangenheit aufleben zu lassen, sollen die alten Flurnamen wieder erweckt werden.

*) Gegenüber einem Viertel des Lohneinkommens, das der Großstadtarbeiter gegenwärtig für seine Wohnung aufwenden muß.

Hinsichtlich der Werkstättenanlage ist das Bestreben der Gründer darauf gerichtet, mit rein sachlichen Mitteln ein ästhetisch vollauf befriedigendes Gebilde zu schaffen. „Wenn wir," so bemerken sie in der Darlegung ihrer schönen, verdienstlichen Idee, „darin auch keine Vorgängerschaft aus der neueren Zeit haben, so sind wir doch der Überzeugung, daß ein Werkstättenbau mit Vermeidung jeglicher Stilmätzchen den künstlerischen Charakter einer Landschaft oder eines Gemeinwesens ebenso harmonisch ergänzen kann, wie es etwa seitens der landwirtschaftlichen Bauten der Fall ist." Die Wohnhäuser der Kunsthandwerker oder Arbeiter sollen sich ebenso wie die reichlicher bedachten Familienhäuser durch Sorgfalt, Gediegenheit und Sauberkeit auszeichnen und in jeder Hinsicht ungeachtet der Schlichtheit eine veredelte Auffassung des Wohn- und Hauswesens verkörpern. Die kleinsten Häuser sollen eine Wohnküche in angemessener Geräumigkeit, eine Spülküche in Verbindung mit einer Bademöglichkeit und zwei Schlafstuben umfassen. Keines der Häuser ist ohne Garten gedacht, wenngleich mit Rücksicht auf die persönliche gärtnerische Betätigung das Gartenstück im Interesse einer sorgsamen Ausnutzung und Pflege nur beschränkten Umfanges sein kann. Für den Gartenliebhaber ist jedoch eine größere Gartenplatzzuweisung vorgesehen. Als Spielplatz für die Kinder wird ein eigener verfügbarer Wiesen- und Tummelplatz in Aussicht genommen.

Mancher Leser wird geneigt sein, die Idee der deutschen Werkstätten für Handwerkskunst von der Gründung einer Werkstätten- und Wohnstadt für ihre Angestellten für eine jener barocken Ideologien zu halten, an denen unsere Zeit ja nicht arm ist. Und dieser Eindruck würde noch verstärkt werden, wollte der Verfasser dieser Betrachtung versuchen, auch die Grundzüge des geistigen Programms zu entwickeln, das sich die Gartenstadtgesellschaft „Hellerau" gebildet hat. Denn es besteht bei dieser die Absicht, ihre Schöpfung nicht nur zu einer Pflegstätte des äußerlich Schönen und der körperlichen Wohlfahrt zu machen, sondern auch zu einer solchen des innerlich Schönen und der geistigen Wohlfahrt.

Halten wir uns zunächst an den Kern der Sache, an das Bestreben, das der ganzen Gartenstadtbewegung zugrunde liegt, für die arbeitenden Klassen der Großstadtbevölkerung eine bessere und gesündere Wohnweise zu schaffen. Selbst wenn man annehmen müßte, daß eine Gartenstadtbewegung, wie sie in England mit Erfolg propagiert wird, auf Deutschland im allgemeinen nicht übertragbar ist, weil die Besiedelungsverhältnisse des deutschen Landes nicht dieselben sind wie die des englischen, so würde doch immerhin noch die Möglichkeit bestehen bleiben, an die Anlegung von Gartenvorstädten zu denken, die den Villenkolonien unserer Großstädte ähnlich, nach ähnlichen baukünstlerischen, hygienischen und sozialen Gesichtspunkten behandelt werden könnten wie die von der Deutschen Gartenstadtgesellschaft geplanten ganz neuen Städtegründungen.

Aber sollte selbst eine solche Möglichkeit nicht durchführbar sein, so behalten doch die idealen Bestrebungen der Gartenstadtfreunde ihren Wert: wenn sie für Stadtgemeinden, Industrielle usw. Veranlassung sind, der gesünderen und würdigeren Wohnform der arbeitenden Bevölkerungsschichten in den Großstädten immer größere Aufmerksamkeit zuzuwenden, so sind sie nicht umsonst gefaßt worden.

Ist dauernder Frieden in Südwestafrika?

Von

Generalmajor z. D. A. v. François.

Am 31. März 1907 wurde der Kriegszustand in Südwestafrika für beendet erklärt. Die Kriegsgefangenen wurden am 27. Januar 1908 entlassen. Doch am 16. März 1908 kämpften in der mittleren Kalahari 400 Deutsche unter v. Erckert gegen 200 Kopper-Hottentotten. Ein nochmaliger Zug gegen sie, der wie der vorige nicht unter 2 Millionen Mark fordert, wird vorbereitet. Denn diese Räuberbande gefährdet immer wieder das ganze östliche Namaland, ein Gebiet größer als Bayern. In den übrigen besiedelten Teilen hindern die vorkommenden Viehdiebstähle die wirtschaftliche Arbeit nicht.

Ob diese Art Frieden erhalten werden kann, hängt mehr von uns als von den sechs Eingebornenstämmen des besiedelten Teiles des Schutzgebietes ab. Die uns feindlichen Hottentotten und Herero sind furchtbar gestraft und sehr geschwächt, während unsere Hilfsgenossen, die Bastards, Bergdamara und Betschuanen, auf die wir auch in Zukunft zählen können, wenig gelitten haben. Aller Feinde sind die Buschleute. Ein Zusammenschluß der etwa 40 000 Menschen, darunter höchstens 8000 Männer zählenden Eingeborenen, deren Stammverbände meist gelöst sind, gegen uns ist ganz unwahrscheinlich. Nie wieder können sie Kriege veranlassen wie 1904—1907; nur durch kleine Räuberbanden einzelne Teile oder ungünstigsten Falles das ganze Schutzgebiet gefährden. Da 3000 erwachsene eingeborne Männer im Dienst der Regierung stehen, mindestens 1500 bei Privaten, wird diese Gefahr nicht sehr erheblich für das ganze werden, besonders auch, weil die Eingebornen entwaffnet sind.

Die Gefährdung des Friedens durch die 4000 Ovambokrieger im deutschen Norden liegt in der Ferne. Wir haben es in der Hand, den Zeitpunkt für ein etwaiges Einschreiten gegen sie, zu dem vorläufig gar keine Veranlassung vorliegt, selbst zu wählen. Dann gibt es einen Krieg ähnlich dem der Portugiesen 1907.

Den zersplitterten Eingebornen steht eine 8100 Köpfe starke weiße Bevölkerung gegenüber. Unter derselben befinden sich über 5000 erwachsene Männer, von welchen 3000 wehrpflichtige Reichsangehörige sind. Polizei und Schutztruppe zählen 4700 Mann. Die Wehrorganisation ist so vorgeschritten und der Nachrichtendienst durch Telegraph,

Funkentelegraph und Heliograph so vollständig, daß sehr schnell mobilisiert werden kann. Nicht ganz so schnell geht die etwa nötige Versammlung der Streitkräfte. Die von Swakopmund und Lüderitzbucht ausgehenden 1260 km Bahnen überwinden wohl die schwierige Küstenwüste und ermöglichen den Verpflegungsnachschub von der See her. Sie gestatten aber keine Verschiebung der Truppen von der Mitte nach dem Süden und reichen nach Osten nicht nah genug an die gefährdeten Gebiete heran.

Daß 1700 schutzgebietsangehörige, weiße Männer anderen Nationalitäten entstammen, meist aus der Kapkolonie eingewandert sind, hat bei Konflikten mit den Eingeborenen nichts zu sagen. Wir können unbedingt auf sie rechnen. Zweifelhafter wird ihre Verwendbarkeit, wenn es sich um einen nicht unmöglichen Krieg gegen Übergriffe des in naher Aussicht stehenden südafrikanischen Staatenbundes handeln würde. Ein Krieg gegen England kann nicht in Betracht kommen, da er in Europa entschieden würde.

Diesen vielleicht zweifelhaften Elementen gegenüber steht die deutsche Bevölkerung der Kolonie jetzt noch fest zu Kaiser und Reich. Eine solche Gesinnung muß erhalten werden. Sehr schnell gehen die Reichsdeutschen in dem afrikanischen Interessen ihrer zweiten Heimat auf. Ist erst eine deutsch-afrikanische Generation erwachsen, ist reines Deutsch nicht die Landessprache, herrscht nicht mehr deutsche Sitte und Gewohnheit, gibt das Reich keine Vorteile mehr, dann wird vielleicht auch der deutsche Teil der Bevölkerung dem Aufgehn im Afrikandertum nicht widerstreben.

Die Maßnahmen unserer Kolonialregierung zeigen, daß sie allen Übelständen vorbeugen möchte. Vielleicht könnte sie in der Durchführung ihren auf Erhaltung des Friedens bedachten Anordnungen noch energischer sein und noch mehr das über der Kolonie stehende Interesse der deutschen Heimat berücksichtigen. Mehr Energie scheint mir angezeigt in der Durchführung der vortrefflichen Eingebornen-Verordnungen des Gouverneurs v. Lindequist, besonders der Paßverordnung. Sind sie erst durchgeführt, werden keine Ausnahmen zugunsten einzelner Stämme gemacht, so ist der Landfrieden gewährleistet. Wenn bisher von einer Durchführung wenig zu merken ist, liegt dies daran, daß die weiße Bevölkerung für diese Durchführung nicht genügend interessiert ist. Die Verordnungen geben dem weißen Dienstherrn gar keine Macht- und Strafbefugnisse. Er hat seinen niedrig stehenden Farbigen gegenüber nicht die Strafgewalt, die ihm bis 1900 die preußische Gesindeordnung gab. Und der auf entlegener Farm mit seinen Schwarzen hausende Farmer hat nicht die Polizeigerechtsame, die jeder Dorfschulze im Reiche hat. Gäbe man den Dienstherren, besonders den Farmern mehr obrigkeitliche Gewalt, so würde jeder derselben Beamter. Die größere Zahl der ausübenden Organe würde die schnellere Durchführung der Sicherheitsverordnungen ermöglichen, für den Landfrieden vorteilhaft sein und zahlreiche angestellte Beamte sparen.

Weniger aus Besorgnis vor der Wiederkehr von Aufständen im Innern, als um auch nach außen für alles gerüstet zu sein, hält die Kolonialverwaltung eine sehr starke Truppe ür nötig. Gewiß ist sie wünschenswert. Aber durchaus notwendig erscheint sie nicht.

Die Sicherung gegen innere Feinde mögen Polizei und Bevölkerung übernehmen. Gegen Angriffe von außen schützen die schwierige Küste, die Wüsten an den Grenzen, die wüste Natur der Kolonie und schließlich die Bevölkerung, wenn sie patriotisch ist und versteht, nach südafrikanischer Manier zu kämpfen.

Ändern sich die Verhältnisse zu den Eingeborenen, wird ein Krieg gegen die Ovambo nötig, so ist's immer noch möglich, rechtzeitig Truppen von der Heimat zu schicken. Wichtig wäre es allerdings, daß die aus der Heimat kommenden Truppen besser auf ihre Aufgabe vorbereitet wären als die 1904 hinausgesandten Freiwilligenaufgebote. Neben dem andern Dienst innerhalb der aktiven Armee koloniale Sonderausbildung zu geben, ist nicht angängig. Möglich würde es aber sein, die für Auslandszwecke bestimmte Marineinfanterie auf eine Division zu bringen und dem pr. Kriegsministerium zu unterstellen, das für die Sonderorganisation und Ausbildung die meiste Erfahrung hat. Jedenfalls müßte die Organisation so eingerichtet sein, daß sie die Grundlage gibt für eine zweckmäßige Entwicklung der überseeischen Streitkräfte und die Möglichkeit rechtzeitiger, verwendungsbereiter Unterstützung gewährt. Sie würde nicht der geringste Faktor zur Sicherung dauernden Friedens in Südwestafrika sein und Millionen sparen, die für den Schutz gegen Gefahren ausgegeben werden, welche wahrscheinlich nicht eintreten. Zurzeit verlangt die Erhaltung des Friedens weder im Innern noch nach außen besondere Aufwendungen, wenn die Bevölkerung auf eigene Füße gestellt wird. Die von der Kolonialverwaltung getroffenen Maßnahmen sind mehr als ausgiebig, so daß wir auf Frieden von langer Dauer rechnen können.

Edgar Allan Poe.

Von

Charles Baudelaire.

Am 19. Januar 1909 sind hundert Jahre seit der Geburt Poes vergangen. An diesem Tag mögen die Worte Baudelaires vernommen werden, der den Geheimnissen des leidenschaftlichen Hypnotiseurs nachgespürt hat wie nur irgendeiner.

Das äußere Leben Poes, sein Charakter, sein Wesen, seine physische Natur, kurz alles, was seine Persönlichkeit ausmacht, erscheint dämmerhaft und strahlend zugleich. Er ist ein Ausnahmemensch, ein Verführer und trägt gleich seinen Werken eine unbestimmbare melancholische Note in sich. Er besaß eine Fülle von Talenten. Als junger Mensch hatte er große Gewandtheit in allen körperlichen Übungen bewiesen. Mit seiner kleinen Statur, den Händen und Füßen einer Frau — er war überhaupt von einer fast weiblichen

Zartheit — war er doch wieder stark und hat gelegentlich außerordentliche Kraftproben gegeben. In seiner Jugend gewann er ein Wettschwimmen, bei dem er Ungewöhnliches leistete. Man ist versucht, anzunehmen, daß die Natur Menschen, die sie zu großen Aufgaben bestimmt, ein energisches Temperament verleiht, ähnlich wie sie den Bäumen, die Trauer und Schmerz bedeuten, eine ungewöhnliche Lebenskraft gibt. Solche Menschen, die auf den ersten Blick schwächlich erscheinen, sind athletisch gebaut, unermüdlich in der Orgie und in der Tätigkeit, stets bereit, sich auszurasen, und doch wieder vollkommener Enthaltsamkeit fähig.

* * *

Von den Werken dieses merkwürdigen Genies habe ich nicht viel zu sagen. Wer sie liest, wird selbst sehen, was er davon zu denken hat. Es ist schwer aber nicht unmöglich, Poes Arbeitsmethode bloßzulegen und zu zeigen, wie er technisch vorgeht, insbesondere da, wo der Haupteffekt auf einer glänzend durchgeführten Analyse beruht. Ich könnte den Leser in die Geheimnisse seiner Arbeitsweise einweihen und mich ausführlich darüber verbreiten, wie ein wesentliches Element des amerikanischen Genies in dem Triumph über die Bewältigung eines Hindernisses, über ein schließlich gelöstes Rätsel oder einen gelungenen Gewaltstreich besteht; ich könnte zeigen, wie alles das einen Poe mit kindischer, ja fast perverser Wollust auf die Welt der Möglichkeiten und Hypothesen verweist, wie er Automaten und Mechanismen schafft, um ihnen mit subtiler Kunst Geist und Leben einzuhauchen. Poe ist ein glänzender Taschenspieler, das wird kein Mensch bestreiten; dabei zeigen die Schriften, auf die er persönlich Wert legte, eine ganz anders geartete Note. Ich habe aber Wichtigeres, und das übrigens nur ganz kurz zu bemerken.

Nicht seine wirklichen Wunder, die seinen Ruf geschaffen haben, werden ihm die Verehrung der denkenden Menschen eintragen: Nein, sein Schönheitstrieb, sein Wissen um die Harmonie der Schönheit, all das Klagende und Tiefe in seiner so sorgfältig ausgearbeiteten Poesie, die durchsichtig und abgezirkelt ist wie ein kristallenes Kleinod; dieser in seiner Klarheit und Bizarrerie so wundervolle Stil, gedrängt wie die Maschen einer Rüstung, bis ins kleinste ausgearbeitet und gefällig, so daß der zarteste Anstoß den Leser weiterführt; endlich ist es die spezielle Note dieses Genies, daß seine besondere Naturanlage es befähigt, auf die reinste, ergreifendste, erschütterndste Art die Ausnahme im Moralgesetz darzustellen. Diderot ist, um nur ein Beispiel unter hunderten anzuführen, Sanguiniker; Poe ist ein Nervendichter und sogar noch etwas mehr als das und der beste, der mir bekannt ist.

Wie ein Sturmwind, hinreißend aber doch ohne Zwang, versetzt er uns mitten hinein in eine Geschichte. Ein feierlicher Ton überrascht und hält uns in Spannung. Man hat sofort das Gefühl, daß es sich um etwas Schweres handle. Und langsam, ganz allmählich rollt der Faden einer Geschichte ab, bei der alles Interesse auf einer unmerklichen Ablenkung des natürlichen Intellekts, auf einer kühnen Hypothese, auf der unüberlegten

Verbindung, mit der die Natur disparate Eigenschaften zusammenschweißt, beruht. Der Leser muß in einer Art schwindliger Verwirrung der spannenden Entwicklung folgen.

Es ist, wie ich wiederhole, noch keinem Menschen gelungen, mit mehr Zauberkraft die Ausnahme in der Natur und im Leben zu schildern; zu zeigen, wie in einem Genesenden brennende Neugier erwacht, wie Jahreszeiten im Absterben noch ihre höchste entnervende Kraft entfalten. Wie kein zweiter weiß er heiße, feuchte, neblige Tage in einer Stimmung zu malen, wie der Südwind die Nerven so weich und lässig macht gleich den Saiten einer Geige, wo das Auge sich grundlos mit Tränen füllt, ohne daß das Herz etwas davon verspürt. Bei ihm läßt die Halluzination anfangs noch Raum für den Zweifel, dann wird sie ihrer selbst gewiß und denkt selbständig und logisch wie ein Buch. Das Absurde bemächtigt sich des Verstandes und herrscht hier mit der grausamsten Logik. Wo der Wille war, nistet sich die Hysterie ein; zwischen den Nervenbündeln und dem Geist entsteht ein Kampf, und der Mensch wird so zermürbt und entnervt, daß er, statt zu weinen, in ein schrilles Lachen ausbricht. Poe analysiert die flüchtigste Nuance, wägt das Unwägbare und beschreibt mit minutiöser Wissenschaftlichkeit, die so furchtbar wirkt, all das Rätselhafte, das um den erregten Menschen schwirrt und an ihm zum Verführer wird.

Die Gier, mit der er aus Liebe zum Grotesken grotesk und aus Liebe zum Schrecklichen schrecklich wird, beweist, wie wahr und gefühlt seine Schöpfungen sind, und wie völlig Werk und Persönlichkeit sich bei ihm decken. Bei manchen Menschen geht diese Gier aus einer großen unbefriedigten Lebenskraft hervor, bei anderen sprudelt sie aus hartnäckiger Enthaltsamkeit, oder sie reift auf der Basis eines gewaltsam niedergehaltenen Gefühls. Die übernatürliche Wollust, die einer beim Strömen des eigenen Bluts verspürt, starke, plötzliche, sinnlose Bewegungen, laute Schreie, die unbewußt ausgestoßen werden,— das alles sind Phänomene aus der gleichen Sphäre.

Im Reiche dieser Literatur, in der eine verdünnte Luft herrscht, packt uns eine vage Angst; Furcht, Weinen und Beklemmungen steigen in uns auf; aber stärker als alles ist die Bewunderung vor dieser großen Kunst. Wie ist das Milieu und alles Drum und Dran der Gefühlsstimmung der Personen angepaßt! Ob es sich um eine einsame Landschaft handelt, ob das Begebnis in einer geräuschvollen Stadt spielt, wir finden stets dieselbe nervöse und phantastische Art der Beschreibung. Gleich unserem Eugène Delacroix, der seine Kunst zur Dichtung großen Stils erhoben hat, stellt auch Poe seine Gestalten gern auf einen violetten oder grünlichen Grund, von dem sich Verwesung und Sturmeshauch gespenstisch leuchtend abheben. Die angeblich unbeseelte Natur nimmt teil an dem Dasein der Lebendigen und zittert wie sie in übersinnlichen Schwingungen. Das Opium vertieft den Raum und hebt alle Färbungen ins Magische und gibt jedem Geräusch einen unheimlichen, starken, harten Klang. In der Landschaft entstehen plötzlich großartige Durchblicke, Fernsichten, die von Licht und Farbe überströmen; man sieht ganz unten am Horizont orientalische Städte und Gebäude, halb verschwommen und von der Sonne übergoldet, auftauchen.

Die Gestalten Poes, oder vielmehr die Gestalt Poes, der Mensch mit überscharfen Sinnen, mit gelösten Nerven, mit der Inbrunst und Energie des Willens, die jeder Schwierigkeit Herr wird; ein Mensch, der messerscharf den Blick auf Gegenstände heftet, die im Hinsehen größer und größer werden — das ist Poe selbst. — Und seine Frauen, die strahlend und leidend an seltsamen Krankheiten sterben und mit sphärischer Stimme reden, das ist wieder er; oder besser ihre seltsamen Triebe, ihr Wissen, ihre Melancholie haben sie von ihrem Schöpfer erhalten. Seine ideale Frauengestalt, seine Titanide erscheint in verschiedenen Porträts seiner Gedichte, die wie ein verkörpertes Gefühl des Schönen anmuten. Der Dichter hat diese seelisch verwandten Wesen in eine fühlbar gemeinsame Sphäre erhoben, in der mehr als anderswo sein unersättlicher Schönheitstrieb, der Poes schönstes Anrecht auf die Liebe und Verehrung der Dichter bildet, zu spüren ist.

Ein Schicksalsbeginn.

Von

Oskar Baum.*)

I.

Friede Ellmann war ein nachdenklicher, lieber Junge mit hellen Haaren, Apfelwangen und ganz dunkeln Augen.

Seit seinem ersten Schultag trug er eine dicke Brille, die von Jahr zu Jahr an Dicke zunahm.

Seine Bewegungen beim Spiel, beim Turnen und auf der Straße waren nie so achtlos und unbefangen wie bei allen Kindern. Und wenn er mit hastigen Schrittchen seinen Schulweg ging, in der Rechten die Bücher und mit der Linken von Zeit zu Zeit die Brille gegen das Auge drückend, um ein besonders anziehendes Schaufenster oder die Turmuhr besser zu sehen, dann verweilten seine Blicke immer so lange und forschend auf jeder Einzelheit, daß es den Eindruck machte, als seien seine Gedanken mit etwas ganz anderem inständig beschäftigt.

Wer ihn so traf, der lächelte und erzählte daheim: „Nein, ein komischer Knirps!“

„Wer?“

„Der kleine Professor.“ Und da wußte jeder, daß man den jüngsten Sohn des Herrn Mathias Ellmann meinte, des Chefs der größten deutschen Buchhandlung in der Stadt, der Firma „Ellmann & Munter“ in der kleinen Franzensgasse.

---

*) Nachdem hier im 1. Heft 1909 auf die Eigenart dieses blinden Dichters hingewiesen worden ist, sei unseren Lesern heute eine Probe seiner sicheren Darstellungskraft gegeben. D. H.

An dem Renommee des kleinen Professors änderten auch die sehr mittelmäßigen Schulzeugnisse nichts, die er in lückenloser Reihenfolge unentwegt und unerschrocken heimbrachte. — — — — — —

Friede war stillen Wesens und las zu viel. Aber zuweilen liebte er auch die Gasse oder das Schaukelpferd. Und wenn er in rechter Lust umhersprang oder sich balgte, dann begleitete er seine Taten mit rühmender Beschreibung nach Art alter Heldengeschichten und immer im Imperfektum: „Mit schrecklicher Drohung schwang er das blitzende Schwert und ließ es mit gewaltiger Kraft zerschmetternd auf den Helm des Feindes sausen. — Doch jener hob seinen Schild und zornig schlug er zurück."

Natürlich waren Helm und Schwert nicht vorhanden und die Hiebe nicht schlimm gemeint. „Schon ermattete fast die Kraft des edlen Recken, doch noch einmal raffte er sich empor, und feige wichen die Feinde vor seinem Ansturm." Alle seine Kameraden waren stärker und gewandter als er, aber sie unterlagen nicht selten, weil sie den hochtönenden Wendungen aufmerksam lauschten, mit denen er den Kampf verherrlichte. Sie kannten viele der Worte gar nicht, mit denen er nur so um sich warf.

Es kam auch vor, daß er mit einem Haufen wilder Jungen in den Feldern und Wiesen am Rande der Stadt umherzog und ihnen abenteuerliche Geschichten erzählte, — halb aus Büchern, halb erfunden, — die nachher von den Zuhörern ohne langes Rollenstudium zu dramatischer Darstellung gebracht wurden. Freilich erlebten diese Ausflüge selten ein friedliches Ende. Die Kinder der tschechischen Arbeiter, die dort draußen wohnten, kamen gewöhnlich dazu, und nach einleitendem Necken und Höhnen herüber und hinüber begann ein kurzer erbitterter Kampf, der immer damit schloß, daß die deutsche Minderzahl, reichlich mit Beulen und blauen Malen versehen, auseinanderstob und in toller Flucht zur Stadt zurückkehrte, wo jeder einzelne bis zu seiner Wohnung von Spott und vereinzelten Steinwürfen verfolgt wurde. — — — — — —

Unter Friedes besten Freunden war der stämmige Frantischek Naprst, der Sohn des Uhrmachers, der Tür an Tür mit Ellmanns wohnte. Ein treues Herz. Frantischek hatte die andächtigsten Augen, wenn Friede erzählte, und oftmals rettete er den kleinen Freund vor den Verfolgern.

Die liebsten Tagesstunden waren Friede im Spätfrühling zwischen fünf und sieben, wenn die Sonne zu scheiden begann.

Da stand er, wo er gerade war, im Freien, daheim oder bei Freunden und blickte mit unbeweglichen Augen auf einen sonnenbeschienenen Fleck. Das Tanzen der funkelnden Goldstäubchen, das schon nicht mehr blendete und immer matter, blasser verschleierter schien, ein zartestes Goldnetzgewebe in bebender Bewegung; das liebte er. Und langsam, — wenn es schon weniger flirrendes Zittern gab auf dem gelben Fleck, hob er die Lider und ließ die Blicke an den Sonnenstrahlen emporklettern, bis es immer goldener und tanzender wurde. Immer breiter und wogender schwoll das leuchtende Meer, von seltsamen silbergrauen Körperchen durchzuckt, die immer blitzender funkelten,

je höher das Auge sich wagte; kaum ertrug man noch die grelle Flut. Da — mit einer äußersten Anstrengung schob er die Brille hinunter und starrte ein winziges Augenblickchen in die Mündung des Lichtstroms. Eine unerhört heftige Crêmefarbe glühte aber nur ein winziges Augenblickchen. Dann entstand ein schwarzer Punkt, der hurtig im Kreise wuchs, so fast, als ob er näher käme und bald erfüllte er alles ringsum mit nachttiefem Dunkel. Wenn jemand in dieser Minute um ihn her sprach oder ging, war es wie hinter einem dicken Mantel.

Friede senkte die Augen und ließ die Lider herab; da war alles rot und wirbelte unaufhaltsam durcheinander. Geometrische Figuren, Dreiecke, Kreise und Vielecke von einer Form, die in der Wirklichkeit sonst nie zu sehen war. Nur langsam kam er in die dämmerhelle Tagesfarbe zurück.

„Schaust schon wieder in's Licht?!" sagte Frantischek vorwurfsvoll, wenn er dabei war.

„Ach, das schadet nichts," erwiderte er dann immer, aber es flimmerte noch vor seinen Augen, und er bereute es. „Nie wieder!" sagte er sich täglich nachher.

— —

Als Friede 10 Jahre alt war und ins Gymnasium eintreten sollte, traf ihn ein harter Schlag: Der Arzt verbot ihm alles Lesen. Nur das Notwendigste durfte er lernen. In der Schule erhielt er ein Gestell auf seinen Pult, damit er sich nicht so tief zu bücken brauchte, ähnlich den Notenständern bei den Militärkapellen.

Das Leseverbot war aber eine bedenkliche Unvorsichtigkeit. Seine Schlauheit begann sich zu entwickeln, und sein Auge zwang sich zu äußersten Anstrengungen. Als Vater Ellmann abends die drakonische Maßregel erließ, zu Hause kein Licht zu machen, stellte sich Friede zum Fenster und las bei dem Licht der Gaslaterne von der Straße unten.

Meist aber schlich er gleich nach dem Essen aus dem Hause, alle Taschen voll Büchelchen, und am Geschäft vorbei in den Volkspark zur Synagogenbank. Sein Lieblingsplätzchen, eine dunkelbraun gestrichene Eisenbank wie alle städtischen Parkbänke, stand in einer unbelebten stillen Ecke. Friede träumte gern im Anblick des altertümlichen Tempels, der mit seinen moscheeartigen Kuppeln und den goldenen Davidswappen darüber eine exotische Heiligkeit atmete, worein die buntbemalten Riesenfenster mit ihren unzähligen kleinen Scheiben etwas Kindliches brachten. Wie ein unerschütterliches Stückchen Bibel stand es da und war recht unbegreiflich zwischen den stumpfsinnigen Mietskasernen, die es dicht umdrängten. Hier genoß Friede mit kindischer Deutung — den halben Kotzebue, viel Walter Scott, Hauff, Zschokke, die griechischen, germanischen, römischen Mythen und zwischen Karl May und Wilhelm Busch einiges von Shakespeare, wonach Buffallo Bill, der Skalpjäger und Stanleys Afrikareisen verschlungen wurden. Je nachdem, was er unter den zerlesenen Exemplaren fand, die Vater aus dem Lager ausgeschieden hatte, oder was er von den Kameraden geliehen bekam. Oft stieß er bei dieser Lektüre auf schwere Rätsel. Z. B. wenn in Dramen hinter manchem Namen stand: (wie oben). Vermutlich

mußte der betreffende Schauspieler so reden, als stünde er höher als die anderen, auf einer Galerie vielleicht?

Noch viele Jahre nachher erinnerte er sich an die bitteren Stunden, die ihm solche Unklarheiten bereiteten und die Unmöglichkeit, Erwachsene um Rat zu fragen, denen er ja seine verstohlenen Genüsse hätte verraten müssen.

— —

Ein kühler Julinachmittag war es, als Friedes Leben eine scharfe Biegung machte. Die ganze Klasse schwelgte mit Friede in dem gehobenen Gefühl, daß wieder einer der letzten Schultage überstanden war. Alle subtrahierten die heute abgesessenen Unterrichtsstunden vom Schuljahrsrest.

Friede wallfahrtete mit glückseligen Gedanken in den Volkspark zu seiner Synagogenbank. Er hatte einen besonderen Fang in der Tasche: Den ersten Band von „Kapitän Grant's Kinder", auf den er schon lange Jagd gemacht hatte und eine Biographie Emin Paschas. Eine kleine Trübung kam zwar in seine Freude, als er in der Nähe des Tempels ein übermütiges Häuflein umhertreiben sah. „Zum Glück ist Franta darunter, da wird der Lärm vielleicht nicht so arg werden," hoffte er und schlug sein Buch auf.

Bald war er mit den Gestalten der Kordillierenwanderung so intim, daß er das Raufen und Schreien gar nicht hörte, das sich übrigens auch zu entfernen begann. Er fühlte nicht einmal die Sonne, die zwischen den Zweigen des Wipfels über ihn türkische Teppichmuster auf seinen Rücken und auf seinen Hut glühte. Zuweilen, wenn Jules Verne die Handlung an einen Ruhepunkt führte, sank Friede das Buch in den Schoß und er träumte darüber, wie er sich in diesen Situationen benommen hätte und was für Situationen wohl das Leben für ihn im Hinterhalt habe? Ja, was er denn überhaupt am besten werden sollte; später als „Herr"? Vielleicht ein großer weitberühmter und vielvermögender Buchdrucker: „Druck und Verlag von Friede Ellmann". Er errötete bei dem Gedanken . . . . . oder ein kunstbegnadeter Schöpfer, der der Welt mit seinen Farben ein neues Gesicht erfindet. Dann würden Bilder mit seiner Unterschrift in den Schaufenstern stehen und alle Leute, auch wenn sie es noch so eilig hätten, würden sich davor aufhalten. Vielleicht wäre es aber schöner, „Ingenieur" zu heißen: Brücken, Paläste und Bahnen auszudenken. Man könnte es sich auch wohl gefallen lassen, immer in einer feschen Uniform über die Straße zu stolzieren und bei jedem Schritt respektabel zu klirren wie ein Offizier, oder als Kapitän in den abenteuerlichsten Gegenden zwischen schwarzen, roten und gelben Menschen herumzufahren. Da plötzlich . . . . . hob sich das Buch von seinem Schoß empor, klappte in der Luft vor seinen Augen zusammen und fiel neben ihn auf den Sand. War das ein Zauber?! Entsetzt fuhr er auf und sah sich um. Lachend stürzten ein paar Gassenjungen nach allen Seiten. Sie waren in seine Nähe geschlichen und hatten das Buch in die Luft geschleudert. „Was ist das für ein Benehmen?!" schrie er, so aus seinen lieben Gedanken gerissen. „Helleho!" riefen sie, erstaunt über seine furchtlose Erregung. „Schämt Euch, gegen einen allein, der da ruhig sitzt!" „Jo, deitsches Buch do lesen vor alle Leut',

das is provokace!“ „To je provokace!“ brach die Zustimmung wie ein Jubel los, und der Chor intonierte: „Prügel! Mazte ho!“

Mit zusammengebissenen Zähnen und geballter Faust lehnte Friede an der Bank und sah nach allen Seiten aus, ob er nicht entschlüpfen konnte. Aber die zerlumpten Jungen schlossen einen förmlichen Kreis um ihn. Friede dachte an Unkas, den letzten Mohikaner, der über einen solchen Kreis von Feinden gesprungen war. Ja, er konnte das nicht. Seine Füße zitterten.

Alle Blicke richtete der Schwarm, wie immer bei solchen Gelegenheiten, auf seine Brille. Da . . . . Erlösung! Von ganz nahe hörte er Frantas Schlachtruf: „Hotto! Hio!“ „Franto, Franto!“ schrie er aus voller Kraft. Wie unvorsichtig! Die Rotte stieß ein Wutgeheul aus. Alle sahen herum und als Frantas Truppe zum Entsatz herbeilief, machten sie sich noch rasch über Friede her. Er wehrte sich verzweifelt. Jeder streifte auf der Flucht an ihm vorbei und holte aus, so heftig es in der Eile ging. Mit Vergnügen fühlte er, daß auch seine Fäuste hie und da die rechte Stelle trafen. „Hotto! Hio! — Hotto! Hio!“ hörte er schon ganz nahe. Da stürzte noch einer auf ihn zu und schlug mit etwas Beinernem, — wie Friede vorkam, die Brille tief in das Auge. Im selben Augenblick sauste Frantischeks Schar an ihm vorbei und den Flüchtigen nach.

Friede war auf die Bank zurückgesunken, ein Brennen und Zucken im Auge und einen schmerzhaften Druck in den Schläfen. Er nahm die Brille ab und hob die Lider. Ein schwirrendes Kleid aus goldenen und silbernen Funken hing und schwankte statt der Zweige vor seinen Blicken; dazwischen schoß auf einmal etwas Schwarzes wie eine Lokomotive. Ein furchtbares Entsetzen legte sich schwer auf ihn; erdrückend. Er öffnete die Augen krampfhaft immer weiter und weiter. Er war nicht imstande, die Büsche zu unterscheiden, die der Bank gegenüberstanden. „Franto!“ rief er in seiner Angst, „mir ist schwindlig!“ und der Klang seiner Stimme beruhigte ihn ein wenig. Aber Frantischek war zu eifrig bei der Verfolgung. „Wir werden sie schon erwischen!“ rief er zurück und lief. So mußte Friede den Heimweg allein versuchen. Übrigens ließ das Brennen im Auge nach, und der Weg durch den Volkspark war ihm vertraut. Er kam gut vorwärts.

Als er eine Fahrstraße überschritt, sah er deutlich einen braunen Fleck vor sich, der sich fortbewegte. — Pferde! Oder er hörte das Räderrasseln und Traben. — Er wich geschickt aus, fühlte sich aber doch erst wieder sicher, als er auf dem Bürgersteig ging.

Schon in der Franzensgasse, wenige Schritte vor dem Geschäft, begegnete er dem Vater. „Um Gottes Willen!“ Mathias Ellmann mußte sich an die Mauer lehnen, so hatte ihn der Schrecken gepackt. Der kleine Friede mit dem unsicheren Gang, — den Häusern entlang — die Brille in der Hand — die Augen rot!

„Friedel, was ist Dir geschehen?“

— —

Der Herr Doktor, zu dem sie gingen, strahlte mit einem unglaublich hellen Licht in Friedes Auge und sagte: „Netzhautablösung.“

II.

Mit einem sehr festen Verband um die Augen lag er dann im Bett und freute sich, daß er morgen, vielleicht auch übermorgen daheim bleiben würde, also heuer wahrscheinlich überhaupt nicht mehr in die Schule mußte.

„Was soll ich seinem Klassenvorstand morgen sagen?“ fragte schüchtern Bruder Leo, der Obergymnasiast. Aber er erhielt fast gar keine Antwort.

Die Mutter saß in ratloser Verzweiflung am Fenster und starrte in die Dunkelheit hinaus. Schwesterchen Ella, der Backfisch lehnte neben ihr und flüsterte ihr von Trost und Aufmunterung zu, so viel ihr nur einfiel.

Trude, die Älteste, saß an Friedes Bett, spielte neckend mit seinen Fingern und erzählte Märchen und spannende Geschichten. Von Zeit zu Zeit unterbrach sie ein Aufschluchzen unaufhaltsamer Heftigkeit vom Fenster her. Papa saß grimmig bei Tisch und kaute am Schnurrbart; ein instinktiver Versuch, die gewohnte Zigarre zu ersetzen, die er im Krankenzimmer nicht rauchen wollte. Seine Aufregung, sein Schmerz erhöhte sich durch die Unbehaglichkeit beim Abendessen und durch den ungewohnten und unbequemen Aufenthalt im Kinderzimmer, das er sonst nie betrat.

Friede fühlte die Aufmerksamkeit aller, das Mitleid und die Liebe, die ihn plötzlich überschüttete, nur im ersten Augenblick wohltuend und warm. Es bedrückte ihn bald. Er fühlte, daß er der allgemeinen Stimmung nicht widersprechen und zumindest lyrisch sein mußte. Das wurde ihm auf die Dauer unbequem; besonders, da er innerlich überaus vergnügt war. Diese Krankheit, oder was das sein mochte, worüber die Seinen so erschraken, das kam ihm ja gerade so gelegen. Er wußte ziemlich zuverlässig, daß er heuer durchfallen würde. Zum erstenmal in seinem Leben ein Durchfallszeugnis, und das hätte selbst dem „kleinen Professor“ recht sauere Gesichter zu Hause eingetragen.

„Friedel, du sollst dich ruhig verhalten, hat der Doktor gesagt!“ Mama war es; ihre Stimme klang so farblos und schwach, daß man sich wunderte, sie zu verstehen. Papa schlug wild auf den Tisch: „Ihr macht den Burschen noch heulen. Wenn er lauter jammernde Gesichter um sich sie . . . herum hat, glaubt er, Gott weiß was! — Gar nichts Junge! Ein bißl Augenkatarrh und wenn du dich still hältst, ist es nächste Woche gut!“

Er nahm den Hut und ging in die Ressource. Er mußte unter gleichgültige Leute kommen. In der Tür stieß er auf Franta, der sich mit scheuen Augen, ohne Gruß an ihm vorbei ins Zimmer drückte.

Der vierschrötige Junge schlich mit mühsamer Geräuschlosigkeit zum Kopfende des Bettes, wo das verbundene Knabengesicht ihm das Blut in die Wangen trieb.

„Franto, du bist es; nicht wahr?“ Frantischek überrieselten Schauer, und während sein knochiges großes Gesicht von eiligen Tränen überfloß, sagte er mit trockener Stimme, die durch seinen Akzent noch härter klang: „Ich hab den Lausbuben nicht gefunden, Friede.“

Leo, der beim Tisch gelernt hatte, hob den Kopf: „Du weißt, wer es war, Franto?“ Elli schrie auf: „Der muß ins Gefängnis! Der muß hängen!“ Franta nickte nur. Trude erschrak, weil Friede bei der heftigen Sprache zusammengezuckt war.

Ein Begriff von großen Dingen, die mit ihm vorgegangen sein mußten, überkam ihn mit Grauen und doch wieder mit Stolz.

„Ach wegen einer solchen Kleinigkeit wird niemand eingesperrt,“ beeilte sich Trude in tunlichst überzeugtem Ton.

„Was, Kleinigkeit?“ sagte Friede verletzt, „du weißt gar nicht, wie teuflisch und verrucht dies Verbrechen ist, das an mir verübt wurde.“

Es war der Ton der Heldengeschichten, die auf den Feldern vor der Stadt immer solchen Eindruck gemacht hatten.

„Ich werde den Lausbuben schon finden! Ganz sicher,“ sagte Frantischek zu Mama gewendet und nach einer Pause wiederholte er: „ganz sicher!“

Mama schlief diese Nacht im Kinderzimmer. Leo mußte zu Papa übersiedeln.

Am nächsten Morgen fand es der Arzt um tausend Prozent besser.

Eine Woche darauf meinte er: „Ja, wenn das andere Auge nicht schon von Geburt so schwach wäre!“ und riet Herrn Mathias Ellmann, mit seinem Sohn zum Professor nach Prag zu fahren.

Trostlos kehrte er am Abend zurück. Auf dem Bahnhof erwartete sie Frantischek strahlenden Auges und mit verbundenem Arm. Er hatte den „Lausbuben“ gestern auf der Bahn gefunden, wie er einem Herrn das Packel tragen wollte. Ehe er ihn zum Wachmann schleppte, hatte Frantas Arm einen Messerstich bekommen. — „Jetzt sitzt er schon, der Lauskerl!“ sagte Franta mindestens zwanzigmal auf dem Weg vom Bahnhof in die kleine Franzensgasse.

— —

Sechs Wochen lag nun Friede zu Bett, erhielt schmerzhafte Injektionen in die Schläfen, von denen er noch nach Jahren immer wiederkehrende Kopfschmerzen hatte und alles nur, damit er nachher sicher wußte: daß nichts zu machen war.

Und dies nicht einmal sagte ihm jemand wirklich und bestimmt.

Als er endlich aufstehen durfte und langsam umherzugehen begann, war er kraftlos und dick.

Eines Morgens ging die Mutter zum Pfarrer. Die Milchfrau hatte ihr so lange zugesetzt, auch dies nicht unversucht zu lassen. Der Herr Pfarrer nahm warmen Anteil. Er sah darin wieder einen klaren Beweis für die Unerforschlichkeit der göttlichen Ratschlüsse. Übrigens riet er zu einer Wallfahrt.

— —

Es war nicht Nacht vor Friedes Augen. Sondern etwas Farbloses, weißlich Schimmerndes wie ein ewiges Morgengrauen. Und, da er gewohnt war, mit den Augen immer

etwas in sich aufzunehmen, suchte seine Phantasie das Fehlende zu ersetzen. Bunt wechselnde Bilder gaukelten um ihn her.

Jetzt umgab ihn ein Wald mit Bäumen, so dick wie das Krankenzimmer, und deutlich sah er im Winde die Riesenwipfel schwanken, deren Blätter so groß waren wie die Fenster der Synagoge.

Oder er befand sich in den Goldkammern der peruanischen Könige, die von den portugiesischen Entdeckern seinerzeit so ausgeraubt wurden. Am lebhaftesten sah er sich vor einem weißen Nebelschiff mit sehr vielen flatternden, oft zerrissenen Segeln.

Draußen im Freien wagte er oftmals urplötzlich keinen Schritt vorwärts oder rückwärts, obgleich man ihn führte. Er hatte die greifbar deutliche Vorstellung, daß er von kriechenden Schlangen umgeben sei, die miteinander kämpften und ihn nur so lange nicht anfielen, als er ihren Leib nicht berührte; oder Ekel schüttelte ihn, weil er ein endloses Heer von Raupen, Würmern und Spinnen auf sich zukommen sah. Die beklemmendsten Phantasien hatte er beim Auf- und Absteigen von Treppen. Entweder kletterte er über unzählige Schieferdächer — jede Stufe einer der Vorsprünge, die sich wie Augenbrauen über den Dachluken wölben. Oder eine zackige Felswand war es und manchmal — plötzlich — kam es ihm sehr wahrscheinlich vor, daß vor ihm ein Abgrund klaffte; ein andermal, daß er nicht vom Fleck komme und nur das Stückchen Boden auf dem er stand, sich unter seinen Füßen fortschiebe.

Durch all das war sein Gang und seine Haltung unsagbar ängstlich und ungeschickt. Kläglich.

Allmählich rückte er sich in seiner neuen Anschauungsmöglichkeit zurecht. Er maß Bücher nicht mehr nach Seiten, sondern nach den Vorlesestunden, die sie erforderten. Er sprach oft und lange über seinen künftigen Lehrgang und Beruf. Er wußte nicht, wie das die Seinen quälte. Er kam sich so erwachsen und wichtig vor, wenn über die besonderen Schwierigkeiten seiner weitern Erziehung beraten wurde.

Der Doktor hatte mit einem Seufzer die Behandlung geschlossen und sagte, wie seinerzeit der Professor in Prag und auch fast mit dem gleichen Tonfall: „Vielleicht hilft sich die Natur."

Vater Mathias erzählte das zu Hause als unterstrichene Aussicht, wenngleich er selbst wohl fühlte, wie es gemeint war.

Und nun wartete man auf das gleichsam unsichtbare Heilwerk. Und man suchte die Natur durch Proben und Versuche anzufeuern. „Wie brennt heute die Lampe?" Friede wußte, daß man sie zu putzen vergessen hatte und sagte: „Trübe, sehr trübe heute." Da wurde er von allen Seiten wild umarmt und Freudentränen strömten.

Am nächsten Abend fand er das Licht der Lampe natürlich wieder hell.

In Wahrheit aber nahm er nur eine dicke trübgelbe schwebende Kreisfläche wahr, wenn er angestrengt auf die gewohnte Stelle blickte.

Der Doktor wurde von der auffallenden Besserung verständigt und kam mit dem

traurigen Lächeln einer wissenschaftlich begründeten Ungläubigkeit. Er führte Friede in das Zimmer, bevor Licht gemacht war. Friede erschrak, als er gar nichts sah, wollte aber der Familie nicht den Schmerz bereiten und meinte unsicher: „Man wollte vielleicht den Zylinder putzen."

„Wenn Sie das Licht nur überhaupt sehen?" fragte der Doktor unnachsichtig.

„Oh ja."

— —

Langsam — mit viel Kummer und unter Tränen gab man dem Drängen des entfernt verwandten Philosophieprofessors aus Berlin nach, der . . . der Herrgott in der weitverzweigten Ellmannschen Familie . . . anfangs schonend, dann aber immer bestimmter den Befehl ergehen ließ, daß der kleine Friede in einer Blindenerziehungsanstalt unterzubringen sei. Der Mutter und den andern kam es so vor, als ob sie durch einen solchen Schritt sein Ausnahmsschicksal anerkennen und besiegeln würden. Vielleicht war dieses Ärgste noch nicht notwendig!

Schließlich reichte Mathias — ohne Wissen der Seinen — in verschiedenen Instituten um Jahresberichte, Aufnahmsbedingungen usw. ein und sandte nach lebhaftem Briefwechsel mit dem Philosophieprofessor sein Aufnahmsgesuch in das große Institut der Residenz.

Aber es floß nun eine endlose Zeit der Erwartung hin. Zuletzt glaubte man schon beinahe, man habe gar kein Gesuch abgeschickt.

Indes verfiel Friede neuen quälenden Leiden. Die beschäftigungslose Einsamkeit wurde selbst für ihn zu lang und zu ununterbrochen. Immer häufiger und unaufhaltsamer versank er in den bodenlosen Sumpftiefen der Langweile. Er wurde reizbar und launenhaft, mürrisch und verdrossen. Seine Geschwister hatten zu wenig Zeit für ihn. Auch wußte man ja keine Abwechslung. Vorlesen und Spazierengehen, Vorlesen und Spazierengehen. Vertrieb er sich die Zeit durch Aufenthalt in den Goldkammern der peruanischen Könige oder durch Beteiligung an Indianerkämpfen und Ritterfehden, dann rächte es sich immer. Er kehrte von diesen anstrengenden Ausflügen der Phantasie mit leeren Taschen zurück, erschlafft, genußunfähig, voll Überdruß und Ekel vor allem, was ihn sonst begeisterte. Da kamen oft furchtbare Stunden für ihn und alle.

Erst trübsinnige Stummheit, dann Anklagen gegen seine Nächsten, gegen das Leben und gegen alles, was man ihm tat und für ihn wollte.

Wenn er zu Hause blieb, war es unabwendbar, — das zeigte sich deutlich — er würde ein verzogener, dicker, grobsinnlicher und geistesstumpfer Mann werden. Das erleichterte Herrn Mathias, seiner Familie die voraussichtliche Aufnahme Friedes in eine Erziehungsanstalt mitzuteilen. Es schien jetzt ein Ausweg, eine Trostesquelle.

Es war geradezu ein freudiges Ereignis, als die Nachricht kam, daß er aufgenommen war.

Kainz.

Von

Willi Handl.

(Prolog zu seinem Berliner Gastspiel.)

Das Phänomen Kainz, rätselhaft und unvergleichbar, wie jede gewaltige Künstlerschaft, ist in keiner psychologischen, technischen oder kulturkritischen Betrachtung restlos auszuschöpfen. Unzählig und unaufhörlich haben sich subtile oder leidenschaftliche Äußerungen darum bemüht, erkennbar wiederzugeben, was er uns war, was er uns wurde, wie er seine Kunst, sein Leben oder sein besonderes Verhältnis zur dramatischen Dichtung der verschiedensten Zeiten vom Grunde auf gestaltet hat. Und von diesem Überfluß an beschreibenden oder lobpreisenden Worten sind zum Schluß im Bewußtsein der deutschen Kulturwelt doch immer nur Worte zurückgeblieben: Sprachgewalt, Leidenschaft, Nervosität, moderne Durchgeistigung — lauter kennzeichnende Begriffe, die auf jedes junge und kluge Kraftgenie unter den Schauspielern ebenso gut gepaßt hätten. Nein, man wird es aufgeben müssen, an die wirkliche Bedeutung eines Menschengestalters von so einziger Art in Schilderung oder Analyse herankommen zu wollen. Es kann sich bei jeder dieser gedanklichen Übungen, die sehnsüchtig oder überlegend um den vielfältigen und ausgedehnten Komplex künstlerischer Probleme herumgehen, der sich im Namen Kainz zusammenfaßt, immer nur darum handeln, irgendeine seiner rätselhaft lockenden Besonderheiten herauszuheben und in möglichst klarer Anschauung hinzustellen. Die glitzernden Flächen seines Wesens, die leichten Flammen, die aus seiner Kunst in ewig jugendlicher Glut aufschlagen, die Triumphe seines durchdringenden, kühn auflösenden oder aufbauenden Geistes sind oft genug gewertet und gepriesen worden.

Einer Kritik aber, die sich vorgesetzt hätte, das Wesen einer Kunst zunächst an ihrem Material zu fassen, gibt er besonders das eine ungewöhnliche Problem auf: die souveräne Machtfülle seiner Kunst von den Äußerungen eines Körpers herzuleiten, der schmal und schmächtig, von zierlichen und eilfertigen Bewegungen doch eigentlich nur die Zeichen einer gefälligen und gepflegten Unkraft als seinen ebenbürtigen Ausdruck hergeben zu können scheint. An diesem offenbaren Widerspruch der Mittel und ihrer Wirkung hängt, technisch betrachtet, vielleicht die erstaunlichste Merkwürdigkeit dieses merkwürdigen Schauspielers. Es ist nicht anders denkbar, als daß zwischen diesen beiden, der zartlinigen Körperlichkeit und ihrer ungeheuren künstlerischen Tat, ein übermächtiger Wille sitzt, der eines zum anderen zwingt. Kainz ist der Schauspieler des überragenden, bewußten Willens. Das ist seine Funktion inmitten der bilderreichen Spiegelung unseres Lebens, die uns von der modernen Schauspielerei dargebracht wird. Es ist die oberste

und stärkste Funktion; denn aus der Sehnsucht und den Zweifeln, aus Niedergeschlagenheit und Selbsttäuschung, aus der Hingabe an den blinden Instinkt und der bitteren Furcht vor dem Zerfall, kehrt die Seele unserer Zeit zuletzt doch zur Macht und Klarheit eines bestimmten Willens zurück und fragt ihn, wie er uns weiterführe. Als sein künstlerisches Abbild beherrscht die dunklen, dumpfen, gespaltenen und gebrochenen Klangfarben der heutigen Schauspielerei immer wieder der helle Ton des wachen Wissens und Wollens, das alle Kräfte befeuert, sammelt und in tatbereiter Ordnung weiterführt. Und diesen Ton meistert keiner wie Josef Kainz. Was er darstellt, künstlerisch und geistig, ist Bemeisterung des Lebens durch persönliche Energie. Kainz ist in der Kunst unserer Tage das unvergleichlichste Beispiel für die schöpferische Gewalt und den entwicklungsstarken Reichtum der Spannungen, mit denen ein unbeirrbarer Wille seine physischen Mittel schier bis ins Ungemessene laden kann.

Von solchen Spannungen geht aber das unheimliche Beben aus, in dem alles Dumpfe und Gefahrvolle mitzuschwingen scheint, das unser heutiges Empfinden dunkel umlauert. Und hinter den klaren, festen, leidenschaftlich bewußten Oberflächen des dargestellten Lebens zeigt sich gleich auch, deutlich durchschimmernd, alles Instinktive, Unsichere, umstürzlerisch Drohende. Die sieghafte Majestät eines Willens leuchtet aus diesen Schöpfungen; aber ihren Glanz untermalen auch die Schatten aller Gefahren und Feindseligkeiten, über denen dieser Wille hinschreitet. Der fanatisierte Schwung und die seelenvolle Elastizität seiner jugendlichen Rollen hatten hier ihren natürlichen Untergrund.

Hier liegt auch das Geheimnis der unerhörten Meisterschaft, die seiner Sprache gegeben ist. Die verständigste und eifrigste Übung könnte sonst aus der Sprache immer nur ein blitzblankes Instrument machen, fertig zum Gebrauch für intelligente Erklärung und Ausdeutung. Aber die Genialität des Kainzschen Sprechens, in der sich — durchaus modern — die technische Arbeit zum unglaublichen Wunderwerk erhöht, ist von weit größerer Natur, ist die tönend gewordene Leidenschaft eines Bezwingers. Seine Sprache ist die letzte, sicherste Zuflucht seiner tyrannischen Energien, wenn ihnen die feinen Glieder, die leichtgefügten Gelenke den gleichwertigen Ausdruck jener Leidenschaft verweigern. Unter diesem Eindruck eines Körpers, der den gewaltigen inneren Spannungen nicht mehr ganz nachgeben kann, hat man seine Gestaltung jugendlicher Menschen oft als krankhaft oder neurasthenisch bezeichnet. Dies scheint mir aber ein Irrtum zu sein, verschuldet von dem verständnislosen Anstaunen einer geistigen Übermacht, die den Körper scheinbar über das Maß seiner Kraft emporriß. Soviel steht fest, daß diese beispiellose Konzentrierung auf das Wort und seinen Ton diesen Figuren späterhin den Schein von etwas Künstlichem und allzu Beredtem gegeben hat. Da hatte gleichsam der ungeheuere Wille, der sein künstlerisches Gestalten antreibt, des unjungen Körpers ganz vergessen und arbeitete allein, nur noch als sprachlicher Ausdruck lebendig. Das gab einen stürmisch-tatenreichen Übergang zwischen der aufgelösten Schönheit früherer Triumphe und dem Wetterleuchten neuer geistiger Flammenzeichen. Diese blitzten nun aus den Ge-

bilden auf, die vor allem die Leidenschaft des Begreifens, hinreißende Aufschlüsse der Erkenntnis verlangen. Da ist kein jugendlicher Wurf der Glieder, kein befeuerter Schwung des Körpers mehr nötig; hart und scharf und gemessen fällt die Gebärde, in gutem Takt mit der meisterlich reinen und starken Ausprägung des Wortes. Die Tyrannis des Geistes hat nun wieder ganz vom körperlichen Material Besitz ergriffen und gebraucht es in Schönheit, als ihr vollkommenes Mittel. Mehr und mehr offenbart sich nun in seiner Kunst die herrschende Gewalt dieser inneren Energie, die früher, vom Widerspruch körperlicher Zartheit vielfach maskiert, oft nur in interessanten Brechungen oder Umleitungen wirksam werden konnte. Jetzt aber, in diesen Gestaltungen rein geistiger Übermacht, erscheint sie frei und in blanker Herrlichkeit. Sein Franz Moor und in gewissem Sinne auch sein Hamlet sind Darstellungen eines großen Willens, den nur das Schicksal, wie es ihn eben gegen die Welt gestellt hat, auf das Gute oder auf das Böse wendet. Und sein Mephisto ist nichts als dieser Wille selbst, der, lohend, klar und scharf, aus blanken Worten und aus kurzen Gesten unweigerlich herausschlägt.

In diesen neueren Rollen, die sieghafter Gewißheit voll neben den Resten des älteren Repertoirs einhergehen, verkündet uns Kainz das Durchdringen selbstbewußten Dranges zur Macht durch die widerspenstige Materie. Er bekräftigt uns künstlerisch so alle Hoffnungen, die wir auf die schaffenstüchtigen, leidenschaftlich durchgeistigten, wissentlich angespannten Kräfte der jetzigen und der nächsten Menschheit setzen. Von da aus betrachtet kann seine Kunst zum lebendigen Sinnbild einer trostreich verheißenden Entwicklung für die ganze gegenwärtige Generation erhoben werden.

Der Weg.

Von

Alice Falckenthal.

Nun ich stehe in des Lebens reichem Sonnenglanz,
Nun ich trag des Glückes roten Rosenkranz,

Möcht ich lachen lernen so voll Übermut,
Doch es bleibt ein Fürchten heimlich mir im Blut.

Schließt mir schwer die Lippen, und das Lachen schweigt,
Und zu toten Tagen mein Erinnern steigt.

Mitten in der Sonne wird mein Herz mir krank,
Mitten aus der Sonne geh ich müd entlang

Einen Weg, den ich ging viele, viele hundert Mal
Hin und her, hin und her in Einsamkeit und Qual.

Einen Weg, der gepflastert ist mit soviel Kinderleid
Und mit meiner Jugend schwerster Bitterkeit.

Einen Weg, der meiner Seele Kraft und Glauben nahm,
Und den sie doch zu Ende ging und niemals wiederkam — —

Nun ich stehe in des Lebens reichem Sonnenglanz,
Nun ich trag des Glückes roten Rosenkranz,

Möcht ich lachen lernen so voll Übermut,
Doch es blieb ein Fürchten heimlich mir im Blut.

Die Berufung.

Von

Georges Rodenbach.

(Fortsetzung.)

Er predigte vor allem des Abends in der schon in Schatten getauchten Kirche der Schule. Und über Gegenstände, die geeignet waren, die Einbildungskraft mit heilsamer Furcht zu erfüllen: die Sünde, den Tod, die Hölle. Es waren oft lockende, doch meist tragische Bilder, die er entwarf; er ließ die Flammen der Verdammnis lodern. Die wenigen Schüler lauschten bang, oft entsetzt, wie eine verstörte Herde, deren schwarzer Hirt in der Ferne mit Feuerbränden droht.

Er hielt auch besondere Reden über die Berufung, denn dies war ja der Hauptzweck der Andachten für die jungen Leute, welche die Schule verlassen sollten. Er schilderte ihnen die Welt, in die sie bald treten würden, ihre Gefahren, ihren trügerischen Schein, ihre Verrätereien und die eitle Schminke ihrer Freuden, die bald von Tränen abgewaschen wird.

Dann malte er ihnen als Gegenstück das geistliche Leben als die Zufluchtsstätte, wo die Leidenschaften und folglich der Kummer nicht hindringen, als die Inselflur des Friedens, wo Gott auf einige unter ihnen harrte, um sie in den Dienst der Altäre und Kanzeln einzuweihen.

Während er so sprach, glaubte Hans, er blickte ihn an, an i h n richtete er vor allem diesen Weckruf. Sein Zaudern war mit einem Male dahin, wie ein Nebel der Seele, der

verfliegt! Ihn dünkte, als ob ein großer Schleier plötzlich zerrisse, als ob das Dunkel in ihm sich hellte.

Eine Gewißheit überkam ihn. Sein geistlicher Beruf, seit lange erträumt, geahnt, war plötzlich zum Ereignis geworden, stand wie in die leere Luft der Kirche geschrieben. Ehre sei Gott, der ihn berufen hatte! Endlich war er entschlossen, und da gerade ein Dominikaner diese Predigten gehalten und ihn bestimmt hatte, so war das sicher ein Zeichen, daß er selbst in diesen ruhmreichen Orden eintreten sollte! Ja, das Gewand des Heiligen Dominikus, die weiße Kutte und der schwarze Mantel, die Farbe von Meervögeln, um zu Gott emporzufliegen! Von diesen Tagen an stand Hansens Entschluß unerschütterlich fest.

Er sagte es seiner Mutter nicht sogleich, aber einige Tage nach der Preisverteilung, bei der er die höchsten Auszeichnungen davontrug. Seine Schulzeit war nun zu Ende. Er hatte der Schule Lebewohl gesagt, zwischen deren weißen Wänden seine fromme und glückliche Kindheit verflossen war. Was sollte er werden? Frau Cadzand hatte ihn nicht danach gefragt, nicht einmal daran gedacht. Sie fand es sehr einfach, daß er sein Dasein bei ihr verbrachte, ohne etwas zu wollen, als sie zu lieben und weiter zu beten. Er war wohlhabend genug, um müßig zu leben, in frommen Unterhaltungen, im Besuchen von Messen und Vorlesungen und vielleicht auch ein paar gelehrten Studien, in denen er das Werk seines Vaters fortsetzten würde: die Forschung nach der Geschichte und den großen Namen der Vergangenheit Brügges.

Hans kannte diesen schönen Traum ihres gemeinsamen Lebens durch seine Mutter. Sie hatte ihm oft davon gesprochen, und er hatte stets ja gesagt, um sie nicht zu betrüben; er hatte die Stunde und das Zeichen von Gott abgewartet. Nun aber hatte Gott ihm das entscheidende Zeichen gesandt, während der letzten Andachtsübungen. Es war ihm plötzlich sonnenklar geworden, ein großes Licht war ihm aufgegangen, und er hatte in seine Seele hineingeblickt wie in ein Sprechzimmer, in das Jesus hinabstieg, um mit ihm zu reden.

Er faßte sich ein Herz und gestand alles der armen Frau Cadzand, die schon bei seinen ersten Worten in Schluchzen ausbrach. Was mußte sie da hören? Was wollte Gott noch von ihr? Es war wie die Anzeige eines neuen Todes. Sie war wieder allein. Jetzt erschien Hans ihr, ganz bleich von seinem Geständnis, als zweites Wachsbild nach dem andern, — dem Leichnam ihres Gatten, der eine Nacht hindurch zwischen ihr und der Wiege gelegen hatte. Auch er war bereits eisig und stumm! Hans sprach nicht mehr; er hatte schlicht, aber fest Gottes Willen genannt, und Frau Cadzand fühlte jetzt die Kälte von etwas Unabwendbarem.

„Aber nein, Hans, das ist ja unmöglich! Was soll aus mir werden? Warte doch wenigstens, bis ich tot bin!“

„Gott wird dir die Kraft geben, Mutter; es ist eine große Gnade für uns!“

„Nein, es ist ein großes Unglück, Hans; für mich und auch für dich. Du bist noch

ein Kind; du verstehst es nicht; du bist noch unwissend. Versuche doch erst mal zu leben! Oh, wie bin ich unglücklich!“

Dann schluchzte Frau Cadzand von neuem auf. „Hans! mein armer Hans!“ rief sie ein über das andere Mal leidenschaftlich. Sie benetzte ihn mit Tränen, während ihre Lippen ihn flüchtig berührten. Sie ging verwirrt und verstört im Zimmer umher und rief fortwährend: „Hans! Hans!“ als wäre das schon ein verlorener Name, ein armer, aus ihrem Herzen entflogener Vogel, den sie rief, den sie wieder einfangen wollte . . .

Hans ließ es an diesem Tage genug sein; er war selbst ganz erschüttert von dem Tränenerguß und dem heftigen Schmerz seiner Mutter. Er bat den Himmel, daß er sie erleuchte und stähle! Dann fing er seine Versuche wieder an: er müßte seinen Beruf erfüllen; der seine sei ganz klar: er hätte deutlich Gottes Stimme vernommen. Er fühlte sich berufen. Sollte er Gottes Ruf nicht folgen?

Diesmal hatte Frau Cadzand nachgedacht. Sie antwortete nicht mehr mit Tränen. Sie sagte, er möge doch verständig sein, sich nicht so rasch auf gut Glück entschließen. Sie wollte sich seinem Beruf nicht widersetzen; aber erst müßte er dessen ganz sicher sein. Er möge doch noch etwas warten, die Welt kennen lernen und sich aus ihr erst dann zurückziehen, wenn er sich wirklich als Fremdling in ihr fühlte.

Er wäre noch jung, zu jung. Sie hätte nur eine sehr berechtigte Bitte: sich ein, zwei Jahre zu gedulden, spätestens bis zu seiner Großjährigkeit. Er könnte sein frommes Leben, seine religiösen Übungen ja fortsetzen. Sie würde sogar daran teilnehmen. Sie könnten noch ein paar Marienmonde voller Blumen miteinander verbringen. War das nicht eine sachgemäße Vorbereitung, ein treffliches Vorspiel für das geistliche Leben? Nach dieser Frist möge er gehen, wenn Gott ihn dann noch riefe; doch bis dahin gäbe sie ihre Erlaubnis nicht. Damit wäre alles besprochen und bestimmt.

Sie hatte mit Festigkeit gesprochen, ihre Tränen unterdrückt, ihre Stimme gezwungen, nicht zu beben.

Hans wurde schwankend. Er mußte Vater und Mutter ehren. Das war auch ein Gebot Gottes. Und wie sollte er der seinen nicht gehorchen, die so edel, so gut und so traurig war?

Jawohl, traurig! Frau Cadzand blieb tagelang völlig niedergeschlagen; ihre Kopfschmerzen wurden heftiger in der Besorgnis um eine Zukunft, in der ihr kaum mehr eine Hoffnung leuchtete . . .

Welch ein Schatten von Möglichkeit blieb ihr noch, daß diese geistliche Berufung ihres Sohnes scheiterte, die so fest schien und überdies durch so viele Jahre der Inbrunst und der mystischen Verzückung vorbereitet war?

Die Witwe sagte sich, daß sie selbst an dem großen Unglück gearbeitet hatte, das jetzt über sie hereinbrach. Ihre eigne Waffe hatte sich gegen sie gewandt. Sie hatte sich über die inbrünstige Frömmigkeit ihres Hans gefreut, weil sie darin ein Werkzeug ihrer Macht über ihn erblickte. Sie hatte seinen Glauben angestachelt durch besondres Beten

außer dem in der Schule. Sie hatte gewähnt, ihn vor den Frauen und der Sünde zu behüten, indem sie ihn ganz der Maria weihte, aber die jungfräuliche Frau hatte ihn jetzt mehr für sich gewonnen, als es alle andren je getan hätten.

Das war wirklich eine Liebe, die keine Teilung zuließ. Gerade ihr mußte sie mißtrauen. Sie hatte gewinkt, und ihr Sohn verließ sie, wollte nie mehr zurückkehren, weit, weit von ihr leben, wie mit einer Gattin, die eifersüchtig auf die Mutter ist.

Und sie hatte nichts geahnt, nichts geargwöhnt! Oh diese Verblendung, diese mütterliche Selbstgefälligkeit! Nichts gemerkt in allen Phasen dieser Inbrunst, durch die er ihrem Leben entrissen ward; die erste Kommunion, die Andachten, die Marienmonde, die Zulassung zur Kongregation und die Aufnahme unter die Chorknaben!

Hier allein hatte sie eine Art von Vorgefühl gehabt, als sie schauderte und sich widersetzte, alle seine Haare fallen zu sehen, damit er kurzgeschoren ging, wie die Regel es forderte.

Aber diese erste Verstümmelung war gar nichts im Vergleich zu der andren, die noch drohte . . . Und tatsächlich: als er von seinem Wunsche gesprochen hatte, in einen Orden einzutreten, hatte die Mutter, Gott weiß durch welche Gedankenverknüpfung, die bisweilen in der Verwirrung der großen Erschütterungen stattfindet, im ersten Augenblick nur eines gesehen, was sie schmerzte: die Tonsur. Ach! auf dem reizenden, geliebten Kopfe, dem bereits zum Altardienst das Haar geschoren war, jetzt auch noch diese Wunde zu erblicken, diese starre Lücke, tragisch wie das einzige Auge Gottes hinter einem bleichen Glase! Ja, dieser tote Stern, dieses leere Zifferblatt, das nur noch die Ewigkeit anzeigt, dieser eine bloßgelegte Fleck, der gleichsam die Entsagung des ganzen Fleisches anzeigt! Die Tonsur! Diese Wunde in Form einer Hostie!

Frau Cadzand sah weiter nichts mehr, trotzdem die Frist jetzt verschoben war. Sie dachte an weiter nichts während der langen Nachmittage, wo sie sich, von Kopfschmerzen geplagt, auf das geliebte Haarkissen legte und den Tag kommen sah, wo sie es vielleicht öffnen würde, um das hinzuzufügen, was unter der Schur für die Tonsur gefallen war . . .

Aber dann war das Kissen keine Hilfe mehr gegen das Kopfweh; es wurde für sie zum schmalen Sargkissen.

Zweiter Teil.

1.

„Hans, willst du mich begleiten?“

„Wohin gehst du?“

„Zu Frau Daneele; sie erwartet uns.“

„Nein, entschuldige mich. Ich bleibe lieber zu Hause. Ich arbeite.“

Frau Cadzand drang nicht weiter in ihn. Sie schloß die Tür, und ihr langsamer Schritt verhallte auf der Wendeltreppe des Hauses. So war es jedesmal, wenn sie ihrem Sohne einen Spaziergang, eine harmlose Zerstreuung vorschlug. Er ging nur des Morgens

mit ihr aus, um die Messe in Notre Dame anzuhören. Obwohl ihr Glaube seit der großen Trauer, die sie fast an Gott verzweifeln ließ, sehr abgeflaut war, hatte sie auch die Gewohnheit angenommen, täglich zur Messe zu gehen, allerdings mehr, um mit ihrem Sohn auszugehen, etwas mit ihm zusammenzusein. Denn sobald sie heimgekehrt waren, schloß er sich oft den ganzen Tag lang in das große Zimmer des ersten Stockes ein, wo sie einst die schönen Marienmonde gefeiert hatten. Der Kamin sah noch immer aus wie ein Ruhaltar, und vor der Statuette der Jungfrau standen stets frische Blumen, wie auf einem neuen Grabe. Dort hatte Hans sich zum Arbeiten niedergesetzt, an einem großen Tisch, der mit Büchern und Schriften bedeckt war.

Seit den Monaten, wo er die Schule verlassen, hatte er versucht, sich eine Beschäftigung zu schaffen durch Arbeiten, die zugleich fromm und gelehrt waren. Er schrieb eine Studie über die vlämischen Beghinenklöster; er hatte ihre Geschichte studiert, von ihrer fernen Stiftung durch die heilige Bega, die Schwester Pipins, die Gründerin des Ordens an; vor allem aber über das Beghinenkloster in Brügge, dessen Anlage noch bestand. Hans ging bisweilen dorthin; es waren seine einzigen Spaziergänge. Er lenkte seine Schritte nach dem grünen Weichbild, in dem es einsam liegt; er verbrachte köstliche Stunden des Träumens und Sinnens unter den Ulmen des Grenzwalles, beobachtete das Huschen einer Beghinenhaube hinter den Scheiben, das dem Vorbeifliegen eines Vogels im eisartigen Gesichtsfeld eines Fernrohres glich; er betete in der Kapelle, wo die verwischten Namen der früheren Oberinnen mit den alten Daten des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts auf den Grabplatten standen, mit denen sie gepflastert war.

Auch daheim betete er stundenlang und las Tag für Tag sein Brevier mit der Pünktlichkeit eines Geistlichen. Denn seine Arbeiten waren nur ein Mittel, die Zeit hinzubringen und die Muße zu veredeln, die, wie er fühlte, nur vorläufig war.

Frau Cadzand merkte es wohl, und ebenso, daß er in seinem Vorsatze festblieb. Aus Gehorsam und kindlicher Zärtlichkeit hatte er seinen Plan aufgeschoben, aber nur so, wie sie es gewünscht hatte, für ein paar Jahre, höchstens bis zu seiner Großjährigkeit. Er lebte fast schon wie ein Mönch: Frühmesse, strenges Fasten, Brevier und Vesper, häufige Beichte und Kommunion. Er verkehrte mit niemand.

Trotzdem gab Frau Cadzand die Hoffnung noch nicht auf. Die Zeit arbeitet so geheimnisvoll daran, unsre Pläne zu zerstören. Sie raubt unseren lebhaftesten Gedanken, unseren festesten Vorsätzen die Frische, und unser Geist entkleidet sich ihrer wie eines Stoffes, dessen Blumen verblassen. Jede Stunde nimmt uns etwas von uns und trägt etwas in uns hinein. Bald sind wir nur noch scheinbar die gleichen. Die Zellen, aus denen unser Leib sich zusammensetzt, sind nach Verlauf weniger Jahre sämtlich erneuert. Und gilt nicht ein Gleiches vom Gehirn und den Ideen, die ihm angehören?

Und dann: war diese geistliche Berufung bei Hans wirklich so tief und unheilbar? Vielleicht war es nur eine jugendliche Ekstase. Die Frömmigkeit ist ja eine Form der höchsten Empfindsamkeit, eine Art, den inneren Überschwang abzuleiten. Dafür ist

die Religion vortrefflich. Sie bietet eine Liebe ohne Gefahren, ein Vergnügen ohne Gewissensbisse. Dank ihr veräußerlicht sich das Unendliche. Und wie kühl werden die Finger, wird die Stirn und die brennende Seele des Jünglings im Naß des Weihwasserbeckens. Eine Leidenschaft für etwas, das so fern ist, als ob es nicht da wäre! Trotzdem genügt es, um Worte zu hören und zu sprechen, in denen Liebe ist, wie in allen Gebeten. Aber sobald ein andres Ideal erscheint, vollzieht sich eine Art Übertragung. Man hat Gott vermenschlicht; nun vergöttlicht man die Schöpfung. Man stellt sie auf den Altar, betet sie an, schmückt sie mit Blumen, benetzt sie mit Tränen.

Frau Cadzand faßte wieder Vertrauen. Jenes Wort von Hans kam ihr wieder in den Sinn: „Ich liebe die Jungfrau besonders deshalb, weil sie eine Frau ist!“ Mit diesem Wort hatte er ahnungslos, rein instinktmäßig, das Geheimnis seines Zustandes verraten. Es brauchte nur eine Frau zu kommen und sein Herz zu rühren, so war s i e alsbald die Jungfrau und er liebte sie über alles. Aber würde sie kommen? Und woher?

Die Mutter sann nach. Sie brauchte nicht weit zu suchen, denn eine ihrer ältesten Freundinnen, Frau Daneele, hatte just ihre einzige Tochter wieder zu sich genommen, die kleine Wilhelmine, die ihre Erziehung im Kloster der Heimsuchung soeben vollendet hatte. Die Zeit war fern, wo Frau Cadzand eifersüchtig darauf bedacht war, stets mit ihrem Sohne zusammenzuleben, wo sie hoffte, daß er nie heiraten, sich ganz ihr widmen, der beharrliche Gefährte ihres Alters sein würde. Das war ein selbstsüchtiger Traum gewesen, für den sie nun bestraft wurde. Jetzt dachte er ja daran, sie ganz zu verlassen und ein geistliches Leben zu führen. Aber es gab noch einen Mittelweg, dem sie sich nicht mehr bloß fügen wollte, sondern den sie leidenschaftlich zu wünschen begann, wie einen hinreichenden, immer noch köstlichen Ausweg. Jawohl! Er sollte heiraten! So behielt sie ihn doch ein wenig. Sie behielt ihn trotz dieser Teilung. Gott hingegen hätte ihn ihr ganz geraubt. Das war das schlimmste: wenn er für die andern lebte und für sie tot war.

Wilhelmine war eben siebzehn Jahre geworden, eine schöne Brünette, wie man sie in Flandern oft findet. Ein Einschlag spanischen Blutes, denn die blonde Schönheit bildet den Grundstock des Volksschlages. Sind die blonden Haare nicht am lichten Tage entstanden? Die schwarzen dagegen bei Nacht? Spanien aber war die Nacht in Flandern.

Fräulein Daneele war reizend, von sanftem Wesen, trotz ihres dunklen Haares und ihrer entsprechenden Augen, die wie dunkler Samt waren. Dazu eine träumerische Versonnenheit, eine reizende Schüchternheit, die ihren blassen Teint alle Augenblicke rötete: der Ton des Himmels, wenn die Morgenröte in den Tag übergeht.

Frau Cadzand liebte das junge Mädchen; sie hatte auch die Mutter ins Herz geschlossen. War sie doch eine der wenigen Freundinnen ihres zurückgezogenen, einsamen Daseins, das sie seit ihrer Witwenschaft geführt hatte. Und daher kam sie auch auf den Gedanken, daß die Arznei, die Heilung, die Abkehr von allen geistlichen Plänen für Hans darin läge, daß Wilhelmines Liebe ihm zuteil würde. Ein ideales Paar! Ihr Ehebund würde allen Ängsten der Mutter ein Ende machen.

Deshalb forderte sie ihren Sohn auch heute auf, sie zu ihrer Freundin zu begleiten. Er hatte es ausgeschlagen. Aber er war schon dagewesen. Er würde wieder hingehen. Auch kam Frau Daneele mit Wilhelmine oft in die alte Wohnung in der Rue de l'Ane Aveugle, um den Nachmittag bei ihr zu verbringen. Man mußte alles erhoffen von dem Zauber der Jugend, den sanften Augen und weichen Haaren, der Macht der Sinne, deren Fluidum wirkt, von dem unschuldigen Glücksversprechen der Lippen, deren rote Frucht stets dem Apfel im Paradiese gleicht.

Und wenn die beiden Mütter beisammen waren, dachten sie an das gleiche, ohne es auszusprechen.

2.

Hans war krank geworden. Jedenfalls infolge seiner sitzenden Lebensweise. Er war abgemagert und etwas verändert, zumal ihm in den letzten Tagen seiner Krankheit die Haare gewachsen waren und wieder ein wirres Gelock mit blonden Ringeln und Lichtwirbeln bildeten.

Der Arzt hatte frische Luft, Spaziergänge und Zerstreuungen verordnet. Er entschloß sich, etwas mehr auszugehen. Seine Mutter nahm ihn zu langen Spaziergängen mit, betrübt, ihn stets so versonnen zu sehen, so geistesabwesend und mit dem großen Plane beschäftigt, den sie nur zu gut kannte .... Gefügiger wurde er höchstens, wenn sie mit ihm zum Beghinenhof ging, die mit Grün geschmückte Brücke über das Minnewater beschritt und in die stille Umfriedung trat, deren leise Geräusche den Takt zu der Stille schlugen: ein Seufzen in den Blättern, ein ferner Glockenklang, ein zwitschernder Sperling, dessen scharfer Ruf an das Knirschen eines Messers auf einem Steine gemahnt.

Durch diese leisen Geräusche skandiert, wirkte das Schweigen noch mächtiger; es war wie das Meer um ein paar Kähne. O Ruhe des mystischen Obdachs, in dem Hans daherschritt wie auf einem Bilde, wie man im Geiste in der Landschaft eines alten Meisters wandelt! Weiter war nichts zu hören. Und doch lebten Menschen hinter diesen Scheiben, gerettet vor den Leidenschaften, Geschäften und Kämpfen der Eitelkeit und des Wohllebens. Bisweilen schritt eine Beghine vorüber, so ruhig, so wenig menschenartig, wie ein schwarzweißer Schwan, und strebte der Kapelle zu, aus der frommer Gesang sich erhob.

Hans beneidete sie und wurde von neuem auf seinen fixen Gedanken gelenkt.

„Hier ist man glücklich!“ sagte er zu seiner Mutter.

„So scheint es uns, Hans, weil wir hier nur vorbeikommen. Die Dinge sind glücklich hier. Aber die Frauen, in ihren kleinen Klöstern eingeschlossen — weißt du, was sie denken?“

„Sie sind glücklich,“ antwortete Hans mit Wärme.

Man merkte, daß er an sich dachte, seine eigne Sache verfocht.

„Ein kaltes Glück, wie das der Toten!“

Mutter und Sohn schwiegen. In diesem Augenblicke stand Gott zwischen ihnen.

(Fortsetzung folgt.)

Einsamkeit.

Von

Camill Hoffmann.

Wohin die Wege mich führen,
ich frag nicht mehr.
Vorbei an vermauerten Türen,
vorbei an vergitterten Fenstern,
erblindet und leer.

Die Pforten zu Gott sind mit großen
und dunkeln Worten versperrt.
Gott hat die Menschen verstoßen,
ist selbst nun einsam und stumm. —
Wir gehn in der Irre herum.

Rundschau.

Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Anstand geht über Berechnung! Sonst hätten die Börsen nichts Gescheiteres tun können, als jenes schreckliche Erdbeben auf Sizilien sofort mit einer Hausse zu begrüßen. Denn eines lag doch klar vor aller Augen da, daß Italien vorläufig aus jeder politischen Kombination auszuscheiden sei. Was das in Zeiten solcher Spannungen, ja Pressungen bedeutet, wie sie die Orientalische Frage nun schon seit Monaten hervorrief, braucht wohl nicht erst detailliert zu werden. Also ein Friedensmoment ersten Ranges, das die Spekulation nur aus Scheu vor dem Unglück nicht im mindesten ausnützte. Dagegen ließ es sich schon der Wiener Lokalpatriotismus etwas angelegen sein, die notgedrungene Demut eines allzu redseligen serbischen Ministers durch bessere Kurse zu feiern. Noch wärmer hätte sich diese Feier gestaltet, als Österreich endlich der Pforte eine Entschädigung mit Erfolg anbot, wenn inzwischen andere Sorgen ausgeblieben wären. ‚Die ich rief, die Geister werd' ich nun nicht los.' Zuerst hat die Habsburgische Monarchie extreme Schutzzölle geschaffen und nunmehr, da dadurch die dortigen Industriellen ebenso reich, wie mächtig geworden sind, greifen sie auch in die hohe Politik ein. Wer die Preßverhältnisse jenes Landes in ihrer vieljährigen Ehe mit den Kartellen und Syndikaten kennt, der wußte auch von vornherein, weshalb angesehene Organe, nachdem sie zur Beseitigung des türkischen Boykotts immer wieder eine Geldentschädigung angeraten hatten, von dem eigensinnigen Aehrenthal schließlich ganz abrückten. Die Industriellen, ohne deren glänzende Geschäfte nicht einmal die Banken in Wien höhere Dividenden zahlen könnten, wollten ihren verloren

gegangenen Absatz im Orient schleunigst zurückgewinnen, und zu diesem an sich ganz vernünftigen Zwecke machten sie ihre öffentliche Meinung mobil. Also nur um des — inneren Friedens willen, hat die österreichische Diplomatie nach langem, allzulangem Zaudern eingelenkt. Da aber die Großen in Berlin nach wie vor wenig optimistisch sind, u. a. wegen unserer eigentlichen Konjunktur, — so zeigten sie den Kleinen, d. h. der Börse, ein anderes Bild, — das einer möglichen Geldversteifung. Die Franzosen, in Vorbereitung ihrer russischen Emission, ziehen viel Gold aus London und die Bank von England muß jetzt, trotzdem dies ja nur eine vorübergehende Erscheinung sein mag, ihren Disconto erhöhen. Sie ist nun einmal das Goldreservoir der ganzen Welt, wie sich jetzt wieder zeigt, trotzdem die Pariser Banken den Löwenanteil an jener Anleihe nehmen, während die Londoner Firmen sich mit einer Anstandsbeteiligung begnügen. Also ohne weiteres sind die Börsen noch einer stürmischen Hausse nicht allzugeneigt, es müßten denn die südöstlichen Angelegenheiten plötzlich ein ganz friedliches Antlitz zeigen. Bis dahin aber gedenken unsere Bankkreise ihrer intimen Kenntnisse von den schlechteren Dividendenaussichten der Eisen- und besonders der Kohlenwerte, wobei sie noch hoffen, daß diese Umstände nicht allzufrüh in die Öffentlichkeit dringen werden.

* * *

Die Unzufriedenheit der Erfinder ist nichts Neues. Hier in einem seltenen Falle loben sie vielleicht die staatliche Fürsorge. Es handelt sich um ein ziemlich wahrscheinlich gewordenes Übereinkommen zwischen Deutschland und der Union, das ohne sehr rigorose Maßnahmen Englands wohl kaum nötig gewesen wäre. Dieses hat bekanntlich den Ausübungszwang von Patenten binnen wenigen Jahren gesetzlich festgelegt und zu dieser, die internationalen Gewohnheiten brüsk überspringenden Neuerung, sogar noch eine Rückdatierung des Inkrafttretens hinzugefügt. Infolgedessen wünscht man in Washington ähnlich rücksichtslos vorzugehen. Da wir aber keine Gefahr laufen wollen, unter fremden Neubestimmungen zu leiden, die sich eigentlich gegen England kehren, so unterhandeln wir nunmehr mit den Amerikanern wegen eines diesbezüglichen Toleranzvertrages auf Gegenseitigkeit. D. h. es soll für die Patente beider Länder genügen, wenn dieselben in einem der Länder fabriziert werden, so daß der direkte Fabrikationszwang da, wo man auch patentierte, hinfällig wird. Mit Italien haben wir bereits einen derartigen Vertrag, mit Österreich, dem Dorado der Hochschutzzölle, war seinerzeit in dieser Beziehung nichts durchzusetzen. Lieber hätten die Wiener Delegierten auf das ganze Übereinkommen verzichtet, als daß sie den so ungerechten Ausübungszwang preisgegeben hätten. — Altmodisch, aber rentabel!

* * *

Der Ring ist geschlossen. Mit der nunmehrigen Konstituierung der Elektrobank Felten & Guilleaume-Lahmeyer, der abermals eine Reihe von Großbanken angehören, ist dieser neuesten Gattung finanziell-industrieller Mischwesen vorläufig das letzte Glied angereiht worden. Natürlich stehen auch hier wieder Millionen und Millionen auf dem Papier, von denen angenommen werden darf, daß ihre rastlosen Unternehmer mit der Ausgabe nicht allzulange zögern werden. Unter den Vorständen erblicken wir Geschäftsleiter, deren Persönlichkeiten zum Teil schon für eine solide, ja vorsichtige Führung bürgen. Das würde aufhören, entweder dadurch, daß diese Herren mit ihren größeren Zwecken wachsen, d. h. ihren alten guten Grundsätzen untreu werden, oder aber wenn sie später, wie dies doch allzu menschlich ist, Anderen Platz machen. Für diese Anderen fehlt aber, denn wer kann so weit sehen? — jeder Anhalt hinsichtlich einer gleich sicheren Dispositionsfähigkeit. Es mag seltsam erscheinen, so vorauszudenken, aber wir haben es hier doch schließlich mit gewaltigen Obligationsinstituten zu tun, ohne Staatskommissar und ohne besondere gesetzliche Regelungen. Deshalb kann es auch nicht früh genug ausgesprochen werden, daß unsere beiden Elektrobanken im Grunde nichts weiter als eine Art von Privathypothekenbanken sind, deren Obligationen (!) wie sie wohl leider betitelt werden, in erster Linie auf persönlichem Vertrauen beruhen.

Dieses wird in den ersten Jahren der alterfahrenen Leitung und Behutsamkeit wohl vollauf gerechtfertigt werden, und man muß eben hoffen, daß dann später die neuen Männer von den ihnen verliehenen allzugroßen Machtvollkommenheiten keinen sehr heftigen Gebrauch machen. Heute ist die Kontrolle der Großbanken nach dieser Richtung hin noch unnötig (wenigstens soweit A. E. G.-Siemens-Schuckert in Betracht kommt). In Zukunft aber, wo eine solche Kontrolle vielleicht erforderlich sein wird, weiß man nicht, ob die einen Faktoren den andern noch gewachsen sein werden.

* * *

Der chinesische Staatsstreich scheint sämtliche Europäische Gesandte so unvorbereitet getroffen zu haben, wie etwa die Annexion Bosniens unsern Herrn v. Tschirschky. Nur daß für das rasche Erfassen neuer Situationen die Umgangssprache am Hofe zu Peking doch wohl größere Schwierigkeiten bietet als die am Hofe zu Wien. Sofort nach der Thronbesteigung jenes jugendlichen Kaisers wurde hier auf die baldige Möglichkeit einer veränderten Fremdenpolitik hingewiesen. In der Tat hat der jähe Sturz des Premierministers derartige Besorgnisse unter den dortigen Großmachtsvertretern sofort hervorgerufen, wobei natürlich der Diplomat irgendeines einflußreichen Landes — diesmal war es zufällig Frankreich — eine wohlerwogene Ausnahmestellung einnahm. Auch diese Gefahr einer Zersplitterung der europäischen Interessenvertretung gegenüber dem schlauen Mandarinentum wurde gleich anfangs von uns dargelegt. Ein Glück ist es nur, daß wenigstens die Union sich von den augenblicklichen Machthabern in Peking nicht ködern läßt, trotzdem man ihr von dort aus wichtige Eisenbahnkonzessionen gegen eine Anleihe von 50 Millionen Dollar anbietet. Wissen doch die Amerikaner nur zu gut, wie jene Absetzung Juanschikais auf japanischen Einfluß zurückzuführen ist, der sich, vor allem in der Mandschurei bisher wieder gelähmt sah — zur starken Genugtuung gerade der Amerikaner. Die ganze Lage wird um so verwickelter als die Chinesen sich wahrscheinlich zunächst hüten werden, die internationale Zoll- resp. Finanzkontrolle zu verletzen, um jedem Vorwande einer Einmischung gegenüber anderen Erschwerungen des auswärtigen Handels, noch aus dem Wege zu gehen. Einstweilen soll ja unsere Industrie die Lieferungen für die Tientsin-Pukowbahn erhalten, deren Eisenbahnmaterial mindestens mit M. 20 Millionen bewertet wird. Vor Zeiten fürchtete man sich überhaupt vor dem Erbauen chinesischer Eisenbahnen, weil u. a. wegen Ablösung des Grundeigentums völlige Unkenntnis der dortigen Gesetze herrschte. Das hat sich inzwischen geändert.

* * *

Diplomaten oder Fachleute? Die Franzosen haben gewiß ein Interesse daran, den neuen deutsch-portugiesischen Handelsvertrag als einen Sieg unsererseits auszuposaunen. Erstens hetzen sie dadurch ein wenig gegen uns und sodann könnten sie auch selbst mehr in Lissabon erreichen. In Wahrheit werden aber jetzt gewichtige deutsche Kaufmannsstimmen vernehmbar, nach denen, wenn sie wahr sprechen, dieser ganze Vertrag eine Blamage schlimmster Art für uns sein würde. Kein einziger Fachmann sei zu Rate gezogen worden, alles hätten vielmehr dabei unsere Diplomaten besorgt, noch dazu unter so strenger Geheimhaltung der Vertragsverhandlungen, als handele es sich um ein Stück auswärtiger Politik. Nun ließe sich ja einwenden, daß vielleicht unsere Kaufleute unzufrieden, unsere Fabrikanten dagegen zufrieden seien. Leider finden wir aber auch die letzteren in bitterer Beschwerde, so vor allem die Kleineisenindustriellen. Tatsächlich weist diese alte deutsche Kolonie in Lissabon eine Zahl so gewiegter Exporteure und Importeure auf, daß ein Übergehen dieser Autoritäten bei den entscheidendsten Verhandlungen ganz unbegreiflich erscheinen müsste. Und wie lange klagte man gerade in diesen Kreisen über die Verzögerung des Handelsvertrages, sowie über das geringe Verständnis in Berlin für diese Interessen! Am besten: Die Deutschen in Lissabon hätten den Mut, nunmehr mit dem wahren Sachverhalt offen und klar herauszutreten. Alsdann würde ja noch der Reichstag sein letztes Wörtchen über Fähigkeit, oder Unfähigkeit unserer Diplomaten zu sprechen haben.

Die Steuer gegen Bayern.

Von Otto Seidl (München).

Der Herr Abgeordnete Gotthard Wölzl (München I) hat jetzt schwere Tage. Den Nationalliberalen und allen unentwegten Preußenfreunden in Bayern muß die geplante Elektrizitäts-Steuer am wehesten tun. Sie haben es nicht verdient um den Norden, daß man sie zu so peinlicher Entscheidung zwang! Die aber, welche eine scharfe Hetze gegen Preußen als lieben Sport betreiben, die haben jetzt ein wahres Kaiserwetter für ihre Kraftübungen. Es war ja, wie oft betont, ein wirtschaftlich rückständiger, in seiner Grundanschauung verfehlter Gedanke, mit einer solchen, die Wirtschaft lähmenden, eine hoffnungsreiche Entwicklungsmöglichkeit unterbindenden Steuer einen Versuch zu machen. Aber das hätten wir im Süden aus eigener Kraft nie fertig gebracht, den bayerischen Bauern und Handwerker neben den Industriellen und die Handelskammer als Kämpfer einzustellen gegen einen wirtschaftspolitischen Rückschritt. Dazu brauchen wir schon den — Alpenverein, Herrn Sydow, der unsere hübschen Bäche mit ihrem schnellen Wasser so gerne sieht, der sie nun zur „Hebung der Reichsfinanzen" schnöde und undankbar anzapfen möchte. Hilpert, der mittelfränkische Bauernbündler, als Bundesgenosse der Handelskammer zu Mannheim und der Sozialdemokratie! Das bayerische Zentrum als Verteidiger des wirtschaftspolitischen Fortschritts!

Unser Land ist arm an Kohle und Eisen, wirtschaftlich zurückgeblieben. Im Süden zumal ist die Bevölkerung in geistiger und gesundheitlicher Beziehung ungünstig gestellt, durch Biergenuß und klerikale Erziehung verdummt, körperlich minderwertig durch den Mangel der Mutterbrust. Aber sie ist einig im Widerstand gegen die Steuer auf Licht und Kraft, gegen die Beraubung an dem Geschenke der Bergflüsse, daß da feenhafte Hoffnungen, unabsehbare Fortschritte zu bringen versprach und mit der wirtschaftlichen Besserung: Bildung und geistige Freiheit. Kein Schiff befährt unsere Flüsse, nur kümmerliche Flöße. Das steile Gefälle versagt uns so vieles, was die Ströme den Ebenen bieten. Jetzt sollte es uns Hilfe bringen, Kraft schaffen, Licht erzeugen. Soll ich sie nennen, die ärmlichen Dörfer in Münchens Umgebung, zum Teil abseits von jeder halbwegs radfahrbaren Straße, die Dörfer, die elektrisch beleuchtet sind, deren Bauern und Handwerker Betriebs-Verbesserungen, Arbeits-Erleichterungen erhofften von der geheimnisvollen Kraft mit dem schwierigen Namen, die ihnen von den Isarwerken zugeführt wird?

Wieviel Schönheit und Landschaftsfreude mußten geopfert werden, um diese, vorerst noch kleinen, aber entwicklungsfähigen Fortschritte zu ermöglichen. Von einem schmutzigen Kanal begleitet, in ein abscheuliches Korsett gezwängt, fließt die grüne Tochter des Karwendels, die Isar, auf München zu, damit sie dem Volke der Bayern die sehr nötige Erleuchtung schaffe. Wir wollen nicht noch Steuern dafür zahlen, daß wir das Isartal verschandelt haben! Wir wollen uns den späten Ersatz für die lange Benachteiligung nicht aus der Hand winden lassen, ehe wir ihn recht genossen. Und wir befinden uns in diesem Kampfe in gemischter, aber nicht in schlechter Gesellschaft. Der Landrat von Oberbayern (d. h. also der „Provinzial-Landtag"), die Abgeordneten-Kammer, das „Herrenhaus", der „Reichsrat der Krone Bayern" haben einstimmig vor der Elektrizität-Steuer gewarnt. Nun will ich gewiß kein Loblied singen auf die bayerische Kammer der Reichsräte. Sie ist zwar nicht entfernt so kraftvoll rückschrittlich wie das preußische Herrenhaus; aber es fehlen ihr völlig die großstädtischen Bürgermeister, die in Preußen doch etwas Leben und Geist in den „Senat" hineinbringen. Man kann im bayerischen Reichsrat ziemlich gut zwei Richtungen unterscheiden: die freikonservative, die aus den philosophisch freisinnigen, aber politisch konservativen Plutokraten besteht, und eine zweite, die man etwa als „nationalkatholisch" bezeichnen darf, zu der ich eben die Prinzen und den katholischen Hochadel rechne. Trotz dieser gewiß nicht gerade fortschrittlich zu nennenden Zusammensetzung haben unsere hohen Herren „Schneid" entwickelt und sich hochgemut auf die Seite der Sozialdemokraten gestellt. Hie Sydow, hie Prinz Ludwig und Vollmar! Aber diese haben die wirtschaftspolitische Einsicht für sich: Es ist

töricht, zur Verbesserung der Reichsfinanzen die wirtschaftliche Produktion zu unterbinden, dem Auslande gegenüber zu belasten.

Die elektrischen Fachleute sagen, daß ihnen der bloße Vorschlag und die Tatsache eines so verkehrten Vorschlags an sich schon viel Schaden in der elektrischen Arbeit getan haben. Uns in Bayern hat das die Augen geöffnet. Es ist diesmal nur der Egoismus der Enterbten, ein Partikularismus und ein Fanatismus für den Fortschritt, ein „Preußenhaß“ zum Heile der ganzen deutschen Volkswirtschaft!

Rätsel des Seelenlebens.

Von Graf Carl Klinckowstroem.

Im Jahre 1886 hat die Londoner „Society for psychical researches“ eine Umfrage erlassen betreffs übersinnlicher Erlebnisse. Das Resultat, veröffentlicht von Gurney, Myers und Podmore unter dem Titel „Phantasms of the living“, ergab eine Fülle wertvollen Materials. Ein Jahr später erließ Dr. F. Maack eine ähnliche Rundfrage („Psych. Studien“, 1887, Nov.), die ein wissenschaftlich absolut negatives Ergebnis zeitigte. Dr. Maack schöpfte daraus die Überzeugung, daß die übersinnlichen Erscheinungen nicht von der psychologischen, subjektiven Seite angefaßt werden dürften, daß vielmehr vor allem erst ein naturwissenschaftliches, physikalisches und chemisches, besser mechanisches Fundament gelegt werden müßte. Ob die Zeit und die mühevolle Arbeit, die Dr. Maack in den Dienst dieser Aufgabe gestellt hat, vergeblich gewesen sind, wird die Zukunft entscheiden. (Siehe besonders seine „Wiss. Zeitschrift für Xenologie“, 1899—1902.) Maacks „Xenologie“ ist im Grunde nichts anderes als eine transzendentale Mechanik, oder der Versuch einer solchen, ohne die die Rätsel des Seelenlebens stets Rätsel bleiben werden. Zu einer solchen transzendentalen Mechanik, die auf den neuesten Erfahrungen von Biologie und Physik fußt, kommt übrigens neuerdings auch Dr. G. Eichhorn, und zwar ohne Okkultismus, in seiner sehr beachtenswerten Schrift „Vererbung, Gedächtnis und transzendentale Erinnerungen. Stuttgart 1909“.

Eine dritte Enquete, die ein sehr reiches und wertvolles Material ergab, ging im Jahre 1899 von C. Flammarion aus. Das Ergebnis, das Flammarion nach methodischer Sichtung des Stoffes zuerst 1900 publizierte, liegt nunmehr auch in deutscher Übersetzung vor.*) Das Buch ist hier bereits gewürdigt worden. Der temperamentvolle französische Astronom bleibt diesmal zumeist auf dem realen Boden der Tatsachen und schweift nur selten in das Gebiet phantastischer Spekulation hinüber. Es ist eine erdrückende Fülle von beglaubigten Fällen psychischer Fernwirkung Lebender und Sterbender, von Gedankenübertragung, Hellsehen, Wahrträumen usw., die, nüchtern registriert und klassifiziert, schon als statistisches Material einen durchaus berechtigten Anspruch auf Beachtung erheben. Es läßt sich nicht leugnen: Einwendungen, die in dem beliebten „Zufall“ gipfeln, oder zur Halluzinationshypothese — ein Thema, das Flammarion für sich behandelt und gleichfalls mit einer Menge von Beispielen belegt (5. Kap.) — ihre Zuflucht nehmen, sind zwar einem einzelnen Berichte gegenüber zu rechtfertigen. Hier verlieren sie an Gewicht. Im 4. Kapitel des Buches hat Flammarion diese und ähnliche Einwendungen in völlig befriedigender Weise entkräftet.

Was durch diese Art der Forschung erreicht werden kann: die klare und präzise Konstatierung einer Reihe übersinnlicher Phänomene, ist damit erreicht. Zu einer Erklärung derselben wird dieser Weg niemals führen.

Glaubt das etwa die Berliner „Psychologische Gesellschaft“, wenn sie ihrerseits eine Umfrage (die vierte in der Reihe) erlassen hat? (Dessoir, Moll, Hennig). Das Resultat ihrer Enquete, es mag ausfallen wie es will, wird in dieser Sache kein Wort von entscheidender Bedeutung mehr sprechen können. Diese Kundgebung hat lediglich symptomatischen Wert: Es muß freudig begrüßt werden, daß nun auch deutsche Akademiker endlich offen den okkulten Problemen Interesse ent-

*) Rätsel des Seelenlebens, von Camille Flammarion. Übersetzt von Gustav Meyrink. Stuttgart bei Gustav Hoffmann. 1909.

gegenbringen. Wenn erst die deutsche Wissenschaft, dem Beispiel fast des gesamten Auslandes folgend, ihre sprichwörtlich gewordene Exaktheit und Gründlichkeit in diese komplizierten Gebiete hineinträgt, so wird die Lösung der Probleme hoffentlich nicht lange auf sich warten lassen. Es geht aber nicht an, die vielen guten Anläufe unserer okkultistischen Bewegung einfach zu ignorieren. Die Geschichte wird wohl hier, wie überall, ihre ausgleichende Gerechtigkeit walten lassen.

Dr. R. Hennig hat eine Broschüre geschrieben, die ich gerne jedem Spiritisten auf den Weihnachts- resp. Geburtstagstisch legen würde: „Wunder und Wissenschaft. Eine Kritik und Erklärung der okkulten Phänomene. Hamburg 1904." Wenn auch der Titel nicht alles hält, was er verspricht — die Kritik ist z. T. sehr gut, die „Erklärung" läßt natürlich zu wünschen übrig — so können doch die Spiritisten seit dem Erscheinen dieses Buches nicht mehr sagen, daß ihren Gegnern die Sachkenntnis und mithin das Urteil fehle. Der Verfasser weist energisch auf alle Fehlerquellen hin und gibt damit dem Experimentierenden oder beobachtenden Okkultisten wertvolle Fingerzeige. Hennigs reservierte Haltung geht vielleicht zu weit. Jedes Zugeständnis, das er macht, wird durch drei Einschränkungen, die er daran hängt, alsogleich stark zurechtgestutzt. So auch in einem kürzlich erschienenen Aufsatz in der „Neuen Revue" (1908 No. 6, Dez.), in welchem er einen orientierenden Überblick über das ganze Forschungsgebiet des Okkultismus gibt. Ich greife nur beiläufig heraus, daß Hennig das Phänomen der Wünschelrute rückhaltlos anerkennt. Ein bedeutungsvoller Schritt, wenn man bedenkt, mit welcher Heftigkeit noch vor kurzem dagegen geeifert wurde. Wer glaubt heutzutage, daß es mit den allbekannten Erscheinungen des Hypnotismus vor einigen Jahrzehnten nicht anders zuging? Und doch wurde der „Magnetiseur" Hansen für seine Produktionen, die freilich damals noch unerklärlich erschienen, mit Schimpf und Hohn verfolgt und als Betrüger gebrandmarkt.

Einer Anschauung Hennigs möchte ich aber entschieden entgegentreten. Wenn er sagt: „Für die Wissenschaft können die genannten spiritistischen Produktionen erst dann diskutabel werden, wenn der Welt das erste bedingungslos zuverlässige und ehrliche Medium beschert wird, an das sie anknüpfen — bis dahin muß es gestattet sein, sie als Betrug und Taschenspielerei zu brandmarken!", so habe ich darauf zu erwidern: Solange die Ehrlichkeit der Versuchsperson ein integrierender Faktor in der Rechnung des Experimentes ist, bleibt dieses stets angreifbar. Die Bedingungen der Versuche sind daher von dem Experimentator durch geeignete Kautelen so einzurichten, daß ein Betrug von vornherein ausgeschlossen ist, daß die Reinheit der Resultate also von den guten oder schlechten Charaktereigenschaften des Mediums unberührt bleibt — ein Prinzip, das für den Physiker sich wohl von selbst ergibt, und das z. B. Morselli bei der nichts weniger als einwandfreien Eusapia Palladino mit Erfolg angewandt hat. Worauf ich Herrn Dr. Hennig speziell hinweisen möchte.

Ob sich Dr. Hennigs kühne Behauptung — um auch darauf einzugehen —, daß noch kein spiritistisches Medium sich bis jetzt als absolut ehrlich erwiesen habe, rechtfertigen läßt, kann ich nicht entscheiden. Es wird dies aber seitens der Spiritisten zum mindesten von D. D. Home und der Frau d'Espérance mit Enthusiasmus verkündigt. Auch gegen die Frau Piper ist bis jetzt nichts eingewendet worden. Die ohne Zweifel sehr wertvollen Experimente einer Reihe englischer und amerikanischer Gelehrter mit diesem „Medium" sind u. a. von Professor M. Dessoir eingehend besprochen und gewürdigt worden („Woche", 1900, No. 6, 9 u. 11). Ich will jedoch für die moralischen Qualitäten dieser und anderer berühmter Medien meine Hand nicht ins Feuer legen, zumal diese meines Erachtens keine Rolle spielen, insofern, wie gesagt, dieser Faktor als mögliche Fehlerquelle a priori auszuschalten ist. Ganz abgesehen davon, daß in den sich unserer Kontrolle meist entziehenden sogenannten Trance-Zuständen bewußter Betrug von unbewußten Handlungen, die die Tendenz verraten, den Phänomenen „nachzuhelfen", oft nicht mit Bestimmtheit unterschieden werden kann.

Was freilich vorausgesetzt werden muß, das ist die Ehrlichkeit des Experimentators, die aufrichtige Überzeugung von der Richtigkeit der Dinge, für die er eintritt. In dieser Hinsicht kann der freimütige Franzose unseren deutschen Akademikern

zum Vorbild dienen. Gehört nicht Mut dazu, seinen Ruf und seine Stellung aufs Spiel zu setzen, sich dem Hohn und Spott der Majorität preiszugeben? Und Flammarion ist nicht allein geblieben.

Wie lange werden wir in Deutschland noch warten müssen?

Festkleider.

Von Norbert Jaques.

Etwas, das wir aus unserm Leben langsam verschwinden sehen, sind die Feste, sowohl jene, die die Allgemeinheit im Freien feiert, als auch diejenigen, die von begrenzteren Kreisen in der Intimität der Häuser begangen werden. Diese Tatsache war mir nicht nur in Deutschland, sondern auch in seinen Nachbarländern auffällig, und nur noch abgeschlossene Gegenden, die einen steifen Rest von Volkstum und Tradition bewahrt haben, vermögen sie mit jenem kritiklosen Drinaufgehen und mit jener duftigen Naivität des Frohsinns zu feiern, die den Festen ihren äußeren Bildwert und ihren inneren Wert als Abspanngelegenheiten voll geben.

Begeht man heute Feste, so pflegt man in ihre Mitte als Kern, als Hauptstück, Gruppen von Menschen zu setzen, die in der vergangenen Buntheit alter Trachten herumprunken müssen. Ja, oft feiert man reine Trachtenfeste. Drei Tage lang bewegen sich dann die direkten Teilnehmer unter dem Reichtum der Farben und Formen von Urgroßvaters und Großmutters Gewandung zwischen der nüchternen Modernität der anderen Menschen herum, an sich selber verzückt, weil sie nicht dachten, daß sie zu solchen Bildern werden könnten, und bestaunt und bewundert von den Zuschauern, denen die Pracht der Farben, das Malerische der Formen wie Freudenfeuer in die Augen leuchtet. Man greift also in eine vergangene Zeit zurück und gibt mit ihrer toten Schönheit seinen Festen sozusagen die Würze, die sie in den lebendigen Tagen unserer Gegenwart aus eigener Kraft nicht mehr finden. — Können wir daraus nicht vielleicht einen der Hauptgründe ziehen, weshalb unsere Feste degenerieren? Nämlich in der Verkommenheit unserer Tracht.

. . . Die Psychologie des Festtreibens geht doch durch die Augen. Man sieht in dem Durcheinanderschlüpfen, Aufeinanderstoßen, in dem Sichzusammenfinden und Auseinanderschwärmen, im Promenieren, Tanzen, Karusselfahren, im Tändeln und Umschlungengehen, in dem ganzen verwirrten Festrummel als Rhythmus die Lustigkeit, den Leichtsinn, das Abspannen aus den Sorgen des Tages herumkreisen. Aber unsere Männer kleiden sich in Schwarz und auch die Frauen kommen eintönig genug hin. Es fehlt der anreizende Zauber der Farben. Statt herzerheiternder Buntheit bewegt sich Dunkles durcheinander, und nur das Karussell hat in seinen Flittern das Verständnis für den Bildreiz des Festes naiv bewahrt.

So ist ein Gegensatz mitten ins Bild gekommen, dessen Zwiespalt auf die Stimmung zurückwirkt. Heimlich weiß man, woran es liegt und versucht, wie gesagt, durch die Farbigkeit alter Trachtengruppen das Bild etwas aufzumischen.

Ähnlich wie mit den Festen im Freien geht es auch den stilleren Feiern, zu denen man sich im Innern der Häuser vereinigt. Als kürzlich ein süddeutscher Dichter von Baden nach Wien zum Vorlesen eingeladen worden und in einer Lodenjoppe hinter dem Vorlesetisch erschienen war, ging etwas wie ein Jubilieren darüber durch die Wiener Zeitungsberichte, aus denen es in ganz Deutschland weiterklang. Man setzte sich heiter über die Verletzung der gesellschaftlichen Form hinweg. Man empfand auch nicht die kokettierende Lüge, die in dieser Lodenjoppe steckte, denn nimmt ein Dichter die nur rein gesellschaftliche Formalität eines solchen Vortrags schon über sich, so ist die nächste Konsequenz, daß er sich den Sitten der Gesellschaft, in die er sich freiwillig begibt, anpaßt. Man feierte, glaube ich, diese Lodenjoppe als Protest. Sie erschien als eine Gewandung von malerischer Weichheit, wo man die steife Lächerlichkeit eines Frackes erwartet hatte.

Das Beispiel der alten Trachten in den heutigen Festen, der gepriesenen Lodenjoppe des süddeutschen Dichters, wie noch manche andere Erscheinungen geben deutlich zu verstehen, daß man mit dem Bestehenden unzufrieden ist, und überall fühlt

man, wenn er auch noch nicht ausgedrückt wird, den leisen Wunsch, an die herrschende Festmode Hand zu legen.

Wir sind uns ja wohl alle klar über die traurige Erscheinung unseres großen männlichen Festanzuges, des Fracks. Dieses jämmerliche Überbleibsel einer sonst radikal verschwundenen Mode trägt zur eigenen Trauer das farblose Schwarz. Er ist ein gerupfter Vogel. Die Spitzenjabots und Manschetten, die Taschengehänge, die Leistenbändchen, die bunten Knöpfe, Tressen und Borten, Material und Farbe — um all das wurde er geplündert, wie ein farbiges Vögelein um seine Federn. Es bleibt von dem alten lustigen und bunten Ding nur noch das farblose Gerippe, eine Andeutung der alten Form. Und diese „lügübren" Reste schleppen wir durch die Abende, an denen wir uns mit Frauen und Freunden zu großen abspannenden und anregenden Festen vereinigen sollen. Es hängt seine Schöße trübselig über unsere Waden, bis wir anfangen uns im Tanze zu drehen; dann fliegen sie auf einmal närrisch in die Höhe, spreizen sich wie geöffnete Scherenflügel auseinander, bis wir mit dem Drehen einhalten und sie wieder in ihre unglückselige hängende Stellung zurücksinken können. „Wadenklopfer" hat ihn der Witz meiner Heimat getauft. Die zaghaften Reformen, die man an ihm vorzunehmen versuchte, als wie z. B. daß man ihm etwas Farbe geben wollte, konnten natürlich an seinem toten Dasein keine Keime ansetzen.

Es wäre gefährlich und humoristisch, übrigens ebenso unnatürlich, zu den alten Marquisröcken zurückzugehen. Wir Männer sind in unserer Kleidung nun einmal auf eine karge Knappheit gekommen, die in natürlicher Weise den geänderten Bewegungsarten, den umgemodelten Äußerungen des Zusammenlebens entspricht. Es wäre also schon ein Schritt vorwärts, wenn wir uns entschließen könnten, den Frack durch den Smocking zu ersetzen. Denn dieser Smocking ist wenigstens er selber, gibt sich als die letzte Frucht und als den rationellsten Ausdruck unserer Kleidungsart. Er ist vernunftsgemäß und also von einer praktischen Schönheit und zeigt schließlich im Verein mit dem Glanz der weißen Hemdenbrust und dem hellen Licht der Damentoiletten ein gewisses, wenn auch zurücktretendes feierliches Benehmen. Auch der Gehrock mit seiner Stoffmasse und seinen wenn auch nur mehr Rudimenten von Falten wäre, trotz seiner historischen Vergangenheit, bei einigen Gelegenheiten der lächerlichen Figur des Fracks vorzuziehen.

Die Frau hat, entsprechend ihrem formen- und linienreicheren Körper und im Gegensatz zu der Gewohnheit der Natur, die sonst dem Männchen das bunteste Kleid zuerteilt, sich mehr Möglichkeiten für Falten und Formen ihrer Kleider bewahrt. Jedoch ihr Ballkleid ist meistens beträchtlich unpraktisch, nicht nur durch das die freie Bewegung hindernde Schnüren, sondern durch den Besatz, die Flitter und kleinlichen Fältchen, mit denen sie ihre Robe gerade nach der Seite hin übersät, die mit dem Tänzer in Berührung ist. Das Kleid wird gerade an den Stellen, die delikat wirken sollen, sofort defraichiert. Die Dekolletage zu erörtern, gehört natürlich nicht hierhin, weil diese Plauderei nicht von ethischen Dingen handeln will, sondern von ästhetischen.

Einmal setzte eine kräftige Gegenwehr gegen das übliche Kleid ein, und einige Frauen kaprizieren sich noch heute auf das daraus entstandene „Reform". Ja, unsere Kunstzeitschriften bringen noch manchmal, allerdings schämig gegen die letzte Seite gerückt, Probekleider in Reform. Das Reformkleid hängt sich nun im allgemeinen krampfhaft am Busen fest, fällt dann leblos herunter bis an die Schuhe und baut den Schultern, dem Kopf und der Oberhälfte der Busen ein wurstähnliches, schwer gewundenes Piedestal, in dem all die Weichheit und der süße Reiz, all die Musik fraulicher Bewegungen erbarmungslos versumpft.

Das Reformkleid ist heute ja auch schließlich nur mehr noch „Uniform". Taugt diese Gewandung schon für das ruhige Maß der Bewegung im Haus und auf der Straße nichts, um wieviel ungeeigneter erweist es sich nun erst bei Bällen und gesellschaftlichen Feierlichkeiten, wo die Bewegungen des Körpers sich steigern und in einem potenzierten Rhythmus konzentriert gegeben werden müssen.

Das Reformkleid ist unästhetisch. Aber wir haben ja noch seinen unverdrängten Nebenbuhler. Nennen wir es: die Pariser Methode, sich zu kleiden, weil sie in Paris bis zum „Musterhaften" ent-

wickelt wurde. Im Grunde ist die Eigentümlichkeit dieses Kleides nur eine zweideutig entstellende Verlegung des Ruhepunktes der Körperlinie, eine Vergewaltigung dieser Linie. Für das nahe Beisammensein auf einem Fest ist sie von einer etwas unpropern Aufdringlichkeit, für die Bewegungslust beim Tanz aber unnatürlich — in allen Fällen ungesund. Diese Art, sich zu kleiden, ist ja schließlich weiter nichts, als eine weibliche Spekulation, die sich auf ein naives Mißverstehen der Reize eines Frauenkörpers stellt. Es ist ein plumpes Raffinement. — Von der so entstellten Pariser Modedame bis zu der guten deutschen geschnürten Provinzfrau ist nur ein Schritt, der, je näher er dem Ende zugeht, um so mutverlassener wird.

Jedoch der Geschmack macht einige Fortschritte in dieser Zeit und bei einem kürzlichen Besuche drüben bei den Nachbarn sah ich froh erstaunt, daß man der alten Liebe untreu zu werden beginnt. Es geht mit den Kleidern, wie mit den weiteren Behältern, in die wir unser Leben des Tages fassen, wie mit den Zimmern, den Häusern, den Städten. Langsam tastend arbeitet man sich aus der verwirrenden Trübseligkeit der ersten Übergangsperiode der neuen Zeit heraus. Vielleicht dauert es nicht mehr lange, bis man die Liebe zur reinen Farbe und zur ungebrochenen Form wieder erwischt hat. Der Schritt ist für Frauen ungefährlich, und es wird ihren gesellschaftlichen Wert steigern, wenn sie statt Flitter und Behang Farben, statt Korsett Falten von schönen Geweben um ihren Körper fließen lassen.

Geschäft ist Geschäft.

Von Freiherrn v. Stetten.

Man hat sich seinerzeit daran ergötzen können, wie englische Lieferanten ganz unverfroren den Buren Kriegsmaterial verkauften, das zum Kampfe gegen die britische Macht dienen sollte. Nun hat man in Wien zwei große Roßhändlerfirmen, die noch obendrein k. k. österreichische Hoflieferanten sind, angenagelt, welche sich geschäftlich verpflichtet hatten, den Pferdebedarf der Serben im Konfliktsfall mit Österreich-Ungarn zu decken und eventuell die Pferde via Rußland zu liefern. Die Interpellation eines christlichsozialen Abgeordneten im niederösterreichischen Landtag hat den Fall publik gemacht und den Bierpatrioten Gelegenheit gegeben, ihren schwarzgelben Gefühlen Luft zu machen. Gewiß ist das Geschäft kein moralisch schönes und steht einem Hoflieferanten schlecht an. Aber in einem Reiche, wo tschechische Mitglieder des Reichsrates zu offenen Kundgebungen für die verlotterte Regierung Serbiens anregen, die sich nur durch Beschimpfungen und maßlose Angriffe auf Österreich am Ruder erhält, wo der größere Teil der Tagespresse jahraus, jahrein, direkt und indirekt, disparaten, der österreichischen Reichsidee entgegenwirkenden Tendenzen huldigt — kann das Roßhändlerstücklein nicht gar so arge Entrüstung auslösen. Der Patriotismus ist hier aber billiger im Preis geworden. Der Kaufpreis für Rösser steigt dagegen . . .

Englands Zukunftspolitik.

Von Dr. Hans Heiderich.

England und kein Ende! — so möchte man wirklich beinahe ausrufen. — Ein merkwürdiges Land, ein merkwürdiges Volk und eine merkwürdige Politik. Eine Politik regsam und von äußerster Wachsamkeit. Unbeugsam, mit eiserner Energie ihren Zielen nachgehend, weiß sie diese stets zu verschleiern, die allgemeine Aufmerksamkeit von ihnen abzulenken und auf gänzlich bedeutungslose Nebensachen zu richten. Still und ruhig geht sie ihren Weg. Eitles Gepränge verachtet sie. Aber nie vergißt sie ihre Aufgabe, die Interessen ihres Landes, ohne Rücksicht auf die Interessen anderer, zu schützen. Geschlossen steht das ganze englische Volk vom einfachsten Laufjungen bis zum stolzesten englischen Peer hinter ihr. Dies verleiht ihr jene Zielsicherheit und Großzügigkeit, die wir im kontinentalen Europa bis jetzt vergeblich suchen und wohl noch lange vergeblich suchen werden.

Welches sind nun die eigentlichen Ziele der englischen Politiker? Vergessen wir nie, daß, im Grunde genommen, die ganze weitausschauende englische Politik in erster Linie Handelspolitik ist. Welche Mühe hat sich Altmeister Alexander von

Peez, der bekannte hervorragende österreichische Großindustrielle, Volkswirt und Politiker, wohl der beste Kenner der englischen Politik, den wir haben, gegeben, auf diesen Grundzug hinzuweisen, ihn bekannt zu machen und ihn in Fleisch und Blut der mitteleuropäischen Völker übergehen zu lassen.

Ob mit Erfolg? — Es scheint nicht so.

Wieder tritt v. Peez mit einer kleinen Schrift „Englands Zukunftspolitik" (Wien, im Selbstverlag) auf den Plan. Wieder zeigt er uns in klarster Weise ihre Ziele und wieder von neuen Gesichtspunkten aus. Wir sehen, daß das Gerede von der englischen Einkreisungspolitik keine Fabel ist, daß höchst reale Faktoren hinter ihm stehen und daß Wachsamkeit von unserer Seite kein Fehler, sondern eine unabweisbare dringende Notwendigkeit ist.

Die englische Politik ist Wirtschaftspolitik. Auf wirtschaftlichem Gebiete haben wir ihre Grundursachen zu suchen. England sieht seine zukünftigen Handelsinteressen durch die Vereinigten Staaten, durch Deutschland, ja durch die ganze neuzeitliche industrielle Entwicklung überhaupt bedroht und es sucht sich durch vorbeugende Maßnahmen zu schützen.

Welches sind nun diese vorbeugenden Maßnahmen? Da die Vereinigten Staaten, der, auch in England, längst anerkannte, in Zukunft gefährlichste Gegner vorläufig für den Briten unangreifbar ist, so sucht es zunächst den weniger starken Konkurrenten, Deutschland, zu isolieren und wenn möglich, unschädlich zu machen. Verschiedene große „Zeitungs-Konzerne" sind seit Jahren eifrig an der Arbeit, das „Germanian esse delendam" den Gehirnen ihrer Leser einzuprägen. „Was das Spanien Philipps II., das Frankreich Ludwigs XIV. und Napoleons, sei heute Deuschland: der Gegner" (v. Schulze-Gäwernitz).

Warum aber sucht England Deutschland zu isolieren? Nicht nur, weil es industriell ein scharfer Konkurrent geworden ist, sondern auch, weil es durch die handelspolitischen Maßnahmen Englands am meisten betroffen werden würde und weil es andererseits den natürlichen Mittelpunkt aller derer bildet, die sich durch die englische Umklammerungspolitik bedroht fühlen und die nicht von Großbritannien verschlungen werden wollen.

Die Joe Chamberlainsche Zollpolitik, die Umwandlung des bisher locker zusammengehaltenen englischen Kolonialreiches in ein einheitliches, straff organisiertes Wirtschafts- und Zollgebiet ist genugsam bekannt. Man bedenke: ein einheitliches Wirtschafts- und Zollgebiet von über 12 Millionen englischen Quadratmeilen mit über 400 Millionen Einwohnern. Da nun in diesem englischen Zukunftssystem der Schutzzoll wahrscheinlicherweise eine wesentliche Umgestaltung erfahren und zu einem System von Begünstigungszollen sich erweitern wird, so bildet er in englischen Händen nicht nur einen Schutz gegen fremde Übermacht, sondern er wird zu einer mächtigen Waffe der Eroberung. v. Peez glaubt, daß wir in Zukunft mit zwei- oder dreierlei Zöllen in England zu rechnen haben werden, nämlich mit: 1. Zöllen im Mutterland für die englischen Siedlungen und umgekehrt; 2. Zöllen für die mit England verbündeten und unter dessen Patronat stehenden Länder und 3. Zöllen für die Außengebliebenen.

Da es sich um einen Markt von über 400 Millionen Verbrauchern handelt, so läßt sich ermessen, wie stark der Anreiz zum Anschluß an ein solch gewaltiges Wirtschaftsgebiet für die übrigen Staaten sein würde. Man mache sich nur einmal klar, was es für einen kleineren Industriestaat, z. B. Belgien bedeutet, zu einem derartigen Markt unter günstigen Bedingungen zugelassen oder aber durch hohe Zölle von demselben ausgeschlossen zu werden.

Der wirtschaftliche Anschluß verschiedener solcher Mittel- und Kleinstaaten aber erweist sich als notwendig, da die vorläufig noch nicht genügende intensive Entwicklung der englischen Kolonien letztere zum Ersatz der bei einem Einschwenken in schutzzöllnerische Bahnen voraussichtlich verlorengehenden Absatzgebiete noch nicht geeignet und ausreichend erscheinen läßt. Es handelt sich also bei der zukünftigen englischen Wirtschaftspolitik in erster Linie um die Sicherung des von Jahr zu Jahr wichtiger werdenden kolonialen Absatzgebietes und um die dauernde Abwehr der stets gefährlicher werdenden Konkurrenz des Auslandes auf diesen Märkten.*) Da aber die Entwicklung der Kolonien auch in absehbarer Zeit eine völlige Aufnahme des Produktionsüberschusses des englischen Mutterlandes kaum zulassen dürfte, so soll der Entwicklungsgang durch den engeren wirtschaftlichen Anschluß kleinerer Staaten, die als

*) Helderich, Das Wachstum Englands, Kassel 1901.

Absatzgebiet für die englische Industrie zu dienen hätten, beschleunigt werden.

Die hier in Betracht kommenden Staaten wären nach englischer Auffassung: Portugal, Dänemark, Norwegen und Griechenland. Zu ihnen könnten günstigenfalls, gezwungen durch die englische kommerzielle Eroberungspolitik, noch Belgien und die Niederlande hinzutreten. In allen diesen Staaten ist England eifrig nach dieser Richtung an der Arbeit. „Ihre Fürstenhäuser sucht es in sein Interesse zu ziehen, seine gesellschaftlichen Gewohnheiten und seine Sprache breitet es dort aus, es ist der große Bankier, beherrscht die Wirtschaft, dringt in die öffentliche Meinung, gewinnt die Presse für sich und die sorgfältig gepflegte Angst vor dem Deutschen Reiche wird virtuos geübt, um die Kleinen ins englische Garn zu treiben.

Von Portugal, Dänemark, Norwegen und Griechenland läßt sich sagen, daß sie schon jetzt unter britischem Protektorat stehen. Belgien und die Niederlande, reiche gebildete Kulturländer, behaupten noch ihre Selbständigkeit, obwohl Belgien am Kongo und Holland in Südafrika die Krallen des Leoparden bereits empfunden haben."

Alle diese Staaten zusammen besitzen eine Bevölkerung von über 25 Millionen Menschen. Portugal, Belgien und die Niederlande sind ferner im Besitze von Kolonien mit je 2,1, 2,3 und 2 Millionen Quadratkilometer und je 7,19 und 39 Millionen Einwohnern, zusammen ein gewaltiges Herrschaftsgebiet von 6,4 Millionen Quadratkilometern mit 65 Millionen Seelen.

Das wäre ein stattlicher Zuwachs für das britische Wirtschaftsgebiet und die Zukunft der englischen Industrie erschiene damit gesichert. Und alle diese Annahmen sind keineswegs phantastisch.

Erscheint ihre Verwirklichung auch jetzt noch unsicher, so sprechen die bisherigen Erfolge zu ihren Gunsten. Vergessen wir nicht, daß gerade unsere, die deutsche Konkurrenz eines der hauptsächlichsten treibenden Motive ist und sein wird, und daß wir selbst, je mehr wir unsere Industrie auszugestalten und emporzubringen bemüht sind, die eigentlichen Urheber und Veranlasser der neuen Zollpolitik sein werden. Alle diese englischen Zukunftspläne entspringen schwerwiegenden wirtschaftlichen Gründen. Und so lange diese wirtschaftlichen Gründe, d. h. die Konkurrenz Deutschlands und Amerikas, nicht aus der Welt geschafft sind, wird nichts die Haltung Englands, auch rein politisch, zu ändern vermögen. Danach müssen wir uns richten und daran müssen wir festhalten.

Berliner Konzerte.

Von Max Olitzki.

Poesietrunken waren die Darbietungen Ferruccio Busonis, als er die farbenreichen Bilder „Suisse" und „Italie" von Liszt (I. und II. der „Années de Pélérinage") uns miterleben ließ. (Erster Klavierabend im Beethovensaal.) Das erstemal wird man dieses Werk in seiner Gesamtheit gehört haben; eine Aufgabe, die dem Lisztgelehrten Busoni zur Ehre gereicht und nur von ihm in Vollendung gelöst wird. Für Beethoven fehlt ihm die Tiefe, für Liszt der großzügige Schwung. :: La bella Martha Malatesta (eine sieghafte Grazie Italiens) variierte und fugierte ein Händel-Thema in echt Brahms'scher Vorschrift mit ganzer Technik und vielem Verständnis. Hätte die Signorina auf Beethovens As-dur-Sonate mehr Sonne leuchten lassen, könnte man ihr unbedingte Anerkennung zollen. :: Und abermals trat Dimitry Achscharumoff für russische Musik ein, ohne uns überzeugen zu können, daß sich Gutes darunter befindet. Kalinnikoffs A-dur- und G-moll-Sinfonien erwiesen sich als öde Tonstrecken, die wenig Interesse erwecken. Reizvoller ist Tschaikowsky in seiner G-moll-Sinfonie (Nr. I), die jedoch von seiner späteren Größe nicht allzuviel ahnen läßt. :: Des zweiten Marteau-Becker-Quartett-Abends (man hörte Mozarts C-dur und Brahms, A-moll, op. 51 Nr. 2) wird man sich oftmals erinnern, waren doch die vier Herren in bester Laune. :: Saint-Saëns (H-moll op. 61) und Lalo (Symphonie Espagnole, op. 21) in der Wiedergabe von Bronislaw Hubermann erschienen als Novitäten, trotzdem sie zum Überdruß oft gespielt sind. Dieser Wundergeiger ergriff durch die volle Süße seines Gesangtons, durch die Bravour des Vortrages, durch die Kraft seines Künstlertums. :: Franz Ondricek wird man stets gern begegnen. Ein

Violinspieler von Rasse, der weiß, was er will. Er teilte sich den Abend mit Alice Baehr, einer erkaltenden Sängerin, die im kolorierten Fache versiert ist. :: Zum erstenmal produzierte sich (im Blüthnersaal war's) Simeon Maykapar, ein Pianist von vielversprechender Begabung. Wer sich, wie er, in Bach vertieft, ist ernst zu nehmen und da er Intelligenz bewährt, über einen Reichtum von Anschlagsnuancen verfügt, ist von ihm Gutes zu hoffen.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Alle Manuskript- und Büchersendungen

an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33.

Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33; für Österreich-Ungarn: Adolf Träger, Wien X, Eugengasse 24. — Expedition für Österreich-Ungarn bei Hermann Goldschmiedt, Wien I, Wollzeile 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76. — Druck von G. Bernstein, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94.

Hat der heutige Mensch eine für ihn passende Umgebung in seinem eigenen Heim? Meistens nein. Denn nur selten wird die Form der Möbel, die Farbe der Möbelbezüge, der Teppiche, der Tapeten von dem Standpunkte aus gewählt worden sein, daß sie zum Menschen trefflich passen. Zu den schweren, reichgeschnitzten Möbeln und den stark gemusterten bunten Tapeten gehört durchaus eine bunte, faltenreiche Kleidung, sonst lassen diese Dinge ihren eigenen Besitzer nicht zur Geltung kommen. W. Dittmar, Möbelfabrik, Berlin, Molkenmarkt 6, geht bei der Schaffung seiner Möbelformen und Einrichtungen von dem Grundsatz aus, „der Hauptschmuck des Raumes sei der Mensch". Ihm, in seiner modernen Art und Kleidung, muß sich alles anbequemen und unterordnen, so daß er erst den Schlußstein im Raume bildet. Wie wohltuend und sympathisch ein so gestalteter Raum auf den Menschen wirkt, davon sich zu überzeugen ist jedem Gelegenheit gegeben, der die Ausstellung der Firma Dittmar, Berlin, Tauentzienstr. 10, besucht. Für jedermann frei von 9—1 und 3—7, Sonntags von 12—2. Hermann Münchhausen hat sie für Dittmar ganz in dem Sinne entworfen. Auch in seinem Hauptgeschäft, Berlin, Molkenmarkt 6, bietet Dittmar eine reiche Auswahl trefflicher Möbel, Bezüge und Teppiche, die desselben Geistes sind. — Auch da ist Besichtigung frei und stehen Abbildungen solcher Möbel und die Druckschrift „Neue Wohnungskunst", in der alle diese Gedanken näher zum Ausdruck kommen, gerne kostenfrei zu Gebote.

Schon wieder hat die Actien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation **(„Agfa")** Berlin, eine Neuauflage ihres bekannten „Agfa-Photo-Handbuches" herstellen lassen müssen, und zwar das 66.—75. Tausend, nachdem die vorhergegangene Auflage von 12000 Exemplare binnen 16 Monaten vergriffen wurde. Die Neuausgabe präsentiert sich sehr geschmackvoll im terrakottfarbenen Kunstleinenband in einer Stärke von 132 Seiten und ist wiederum zu dem sehr mäßigen Preis von 30 Pfg. durch die Photohandlungen zu beziehen. Die größere Seitenzahl der Neuausgaben gegenüber den früheren Ausgaben ist einmal durch Aufnahme der inzwischen herausgekommenen „Agfa"-Neuheiten, wie „Agfa"-Röntgenplatten, „Agfa"-Belichtungstabelle für Tages- und Blitzlicht, „Agfa"-Blitzlampe und „Agfa"-Kupferverstärker bedingt, ergibt sich zum andern aber durch Revision, Verbesserung und Vermehrung des bisherigen Inhalts. Wir zweifeln nicht, daß auch die neueste Auflage schnell Freunde finden wird.

Wollen Sie etwas Feines rauchen?

Dann empfehlen wir Ihnen

„Salem Aleikum"

Garantiert naturell-aromatische, rein türkische Cigarette. Diese Cigarette wird in Nr. 3 nur lose, in den Nummern 4 bis 10 auch in einfachen Kartons à 20 Stück Inhalt, ohne Kork, ohne Goldmundstück verkauft. **Bei diesem Fabrikat sind Sie sicher, dass Sie Qualität, nicht Konfektion bezahlen.**

Preis: Nr. 3 4 5 6 8 10
$3^1/_2$ 4 5 6 8 10 Pf. das Stück.

Nur echt, wenn auf jeder Cigarette die volle Firma steht: **Orientalische Tabak- und Cigarettenfabrik „Yenidze", Inhaber: Hugo Zietz, Dresden.** Deutschlands grösste Fabrik für Handarbeit-Cigaretten.

Zu haben in den **Cigarren-Geschäften**